



Landeshauptstadt
München

**Direktorium
Sozialreferat**

Hass und Gewalt in der Musikszene

Stadtratshearing zum Thema
Lesben- und Schwulenfeindlichkeit
und Frauenfeindlichkeit
in Hip-Hop, Rap und Reggae Dancehall

Dokumentation



München – die Stadt
für Lesben | Schwule | Transgender

Impressum

Herausgegeben von
Landeshauptstadt München

Direktorium
Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen
Angertorstraße 7, 80469 München

Sozialreferat
Stadtjugendamt
Prielmayerstraße 1, 80335 München

Gestaltung und Druck
Direktorium, Stadtkanzlei

Hass und Gewalt in der Musikszene

Stadtratshearing zum Thema
Lesben- und Schwulenfeindlichkeit
und Frauenfeindlichkeit
in Hip-Hop, Rap und Reggae Dancehall
2. Februar 2010

Dokumentation

Eine gemeinsame Veranstaltung
des Stadtjugendamts München und der
Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche
Lebensweisen

Inhalt

1. Vorwort des Stadtjugendamts	6
2. Vorwort der Koordinierungsstelle	8
3. Übersicht Stadtratshearing	10
4. Referat Nora „Sookee“ Hantzsch	11
5. Referat Martin Giese	20
6. Wortprotokoll des Hearings	25

Vorwort des Stadtjugendamts



Jugendliche suchen Möglichkeiten sich auszudrücken, auseinanderzusetzen, sich und die Gesellschaft zu hinterfragen, sich zu finden, Reaktionen auf ihr „Sein“ zu bekommen.

Jugendkultur bietet dies alles, sie ist „Motor und Ventil“ für die Jugendlichen, sei es in Form von Sprache, Kleidung, Sport usw.

Besonders wichtig ist die Musik als zentraler Bestandteil aller jugendkulturellen Strömungen.

Hier wird sowohl musikalisch als auch textlich ausprobiert, experimentiert und manchmal auch provoziert.

Gerade an den provokanten Texten scheiden sich die Geister, und die Erwachsenen- generation schwankt zwischen Entsetzen und Verständnis.

Wo fängt die Provokation an? Was ist als jugendkulturelle Ausdrucksform legitim? Wo und wie muss klar zum Ausdruck gebracht werden, dass es Grenzen der künstlerischen Freiheit gibt? Und, haben diese Texte letztendlich auch eine Auswirkung auf das tatsächliche Verhalten von Jugendlichen?

Dies alles sind Fragen, die in diesem Zusammenhang immer wieder eine große Rolle spielen und sowohl Eltern als auch die Jugendarbeit beschäftigen. Intention dieses Hearings war es am Beispiel des Reggae Dancehall und Rap, Homosexuellenfeindlichkeit und Gewaltverherrlichung, sowie Frauenverachtung und Pornografisierung in Teilen der jugendkulturellen Musikszenen zu zeigen und einzuordnen.

Dies ist mit dieser Veranstaltung sicherlich hervorragend gelungen. Das Hearing hat dazu beigetragen, einen breiten gesellschaftlichen Diskurs in Gang zu setzen, der weitergeführt wird und auch weitergeführt werden muss.

Herzlich bedanken will ich mich bei Frau Mößbauer und Herrn Unterforsthuber von der Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen für die hervorragende Zusammenarbeit.

Mein Dank gilt ebenso Herrn Joelsen und dem Jugendkulturwerk für die Vorbereitung und Durchführung des Hearings.

A handwritten signature in black ink that reads "Maria Kurz-Adam". The signature is written in a cursive, slightly stylized script.

Dr. Maria Kurz-Adam
Leiterin des Stadtjugendamtes München

Vorwort der Koordinierungsstelle



Am 02.02.2010 fand unter dem Titel „Hass und Gewalt in der Musikszene“ ein Hearing für den Münchner Stadtrat statt.

Dieses Hearing wurde auf Beschluss der Vollversammlung des Münchner Stadtrats vom 28.01.2009 in einer gemeinsamen Sitzung der Ausschüsse für Kreisverwaltung, Soziales, Kinder- und Jugendhilfe, Schule und Sport sowie Kultur durchgeführt. Es waren ferner weitere Organisationen und städtische Dienststellen einbezogen: die Gleichstellungsstelle für Frauen, Veranstalter von Konzerten und entsprechende Hallenbetreiber, Jugendverbände sowie das Polizeipräsidium München.

Organisiert wurde das Hearing in enger Kooperation vom Sozialreferat, Stadtjugendamt und dem Direktorium der Landeshauptstadt München, Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen. Für die konstruktive und gute Zusammenarbeit bedanken wir uns herzlich bei Klaus Joelsen vom Stadtjugendamt.

Aktuelle Anlässe für das Hearing waren Auftritte von Musikern in München, die sehr deutliche homosexuellenfeindliche oder frauenverachtende sowie Gewalt verherrlichende Aussagen in ihren Texten transportieren.

Im Vorfeld dieser Auftritte gab es immer wieder Diskussionen über den Schutz der Menschenwürde von Lesben, Schwulen und Transgendern beziehungsweise von Frauen. Es gab viele teils kontroverse Informationen und Haltungen zu diesen Auftritten.

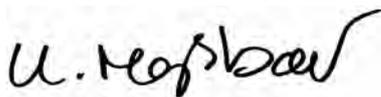
Die von den Veranstaltern argumentativ angeführten Grundrechte der Meinungsfreiheit und der Freiheit der Kunst sind zweifelsohne wichtige und grundlegende Werte unserer demokratischen Gesellschaft. Jedoch können Aufrufe zu Gewalt gegen und Ermordung von bestimmten Minderheitengruppen der Gesellschaft damit keinesfalls gerechtfertigt werden. Öffentliche Propagierung von Verachtung,

Hass und Gewalt gegen bestimmte Gruppen von Menschen sowie rassistische und sexistische Stigmatisierungen können sich nicht auf diese Freiheitsrechte berufen sondern stehen diesen vielmehr entgegen. Die Würde des Menschen und der Schutz der demokratischen Grundwerte müssen hier im Vordergrund stehen.

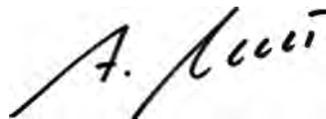
Der Fokus des Hearings lag auf zwei Themengebieten. Es ging um Homosexuellenfeindlichkeit und Gewaltverherrlichung im Reggae Dancehall einerseits und um Frauenverachtung und Pornografisierung sowie Gewaltverherrlichung im Rap und Hip Hop andererseits. Zu beiden Themen konnten kompetente Referentinnen und Referenten sowie Podiumsteilnehmer eingeladen werden.

Ziel des Hearings war, den Stadtrat über die Situation zu informieren und die Diskussion über konstruktive Handlungsmöglichkeiten anzuregen. Eine differenzierte Darstellung des Themas war uns dabei ein besonders wichtiges Anliegen. Durch die fachlich fundierten Vorträge sowie die Podiumsdiskussion konnte dieses Ziel bestens erreicht werden.

Wir freuen uns, Ihnen mit dieser Dokumentation die Inhalte des Hearings zur Verfügung stellen zu können und hoffen, damit einen Beitrag zu einer weiteren differenzierten Diskussion zu leisten.



Ulrike Mößbauer



Andreas Unterforsthuber

Übersicht

Stadtratshearing

Termin: 02.02.2010
Zeit: 9.00 – 12.00 Uhr
Ort: Rathaus, Großer Sitzungssaal

Rahmen: gemeinsame Sitzung der Ausschüsse für Kreisverwaltung, Soziales, Kinder- und Jugendhilfe, Schule und Sport sowie Kultur

Weitere Gäste: Frauengleichstellungsstelle, Polizeipräsidium, Jugendverbände und andere Teilnehmende

Programm:

1. Eröffnung

der Sitzung, Begrüßung

2. Fachreferate

- Nora Sookee Hantzsch (Cultures interactive e.V., Berlin): Rap, Hip-Hop in Bezug auf Frauen-, Menschenfeindlichkeit, Gewaltverherrlichung, Pornographie und Homosexuellenfeindlichkeit
- Martin Giese (Musikredakteur, Hamburg): Reggae (Dancehall, Ragga) in Bezug auf Homosexuellenfeindlichkeit

3. Podiumsgespräch

mit den Mitgliedern der Stadtratsausschüsse

Moderation: Dr. Martina Ortner, Münchner Trichter

Podiumsbesetzung

- Peter Lueg (Leiter Gewerbebehörde KVR)
- Thomas Lechner (Veranstalter, Agentur Queerbeat)
- Klaus Joelsen (Stadtjugendamt, Jugendkulturwerk)
- Klaus Jetz (Geschäftsführer Lesben- und Schwulenverband Deutschland, Köln)
- Nora „Sooke“ Hantzsch (Cultures interactive e.V., Berlin)
- Martin Giese (Musikredakteur, Hamburg)

Referat

Nora „Sookee“ Hantzsch

„Ich ficke dein Leben!“

Menschenfeindliche Haltungen HipHop-hegemonialer Männlichkeitsbilder

1. Einführung: Gangstas, Gewalt und Ghettoromantik im Rap

HipHop gilt unter den Jugend- bzw. Subkulturen als eine in vielerlei Hinsicht besonders problematische, da die Idealisierung von gewaltverherrlichenden, sexistischen und homophoben Gangsta-Images schon seit einigen Jahren sowohl im Underground als auch im Mainstream Konjunktur hat. Rap erweist sich daher in der medialen Darstellung als wesentlicher Einflussfaktor einer pornographisierten, gewalttätigen, bildungsfernen Jugend, die aufgrund ihres schwindenden Empathievermögens und einer deutlichen Lust am Tabubruch als Bedrohung für die gesellschaftliche Ordnung empfunden wird. Der Rückgriff auf Inszenierungen und Texte etwa sogenannter Pornorapper_innen¹ ist meinem Verständnis nach zwar wesentlich, um etwa Aspekte wie Medienwirkung und kulturelle Einflüsse auf gesellschaftliche Formationen zu analysieren und zu diskutieren, jedoch ist er verkürzt, wenn die Debatte auf die Veröffentlichung einer Reihe von Tonträgern oder Videos reduziert wird und entweder die Betrachtung gesellschaftlicher Rahmenbedingung für eben jenen kulturellen Ausdruck aus dem Blick genommen oder der Diskurs gewissermaßen unter der Hand auf eine ganz andere Problematik umgelenkt wird, wie es sich an der Debatte um die vermeintlich stärkere homophobe Haltung migrantischer gegenüber herkunftsdeutscher Jugendlicher gezeigt hat, die letztlich Alltagsrassismen mehrheitsdeutscher Positionen zementiert.

Der vorliegende Artikel sucht sich der Problematik zu nähern, indem sowohl gesellschaftliche Dominanzverhältnisse, wie sie sich im Sexismus und Heterosexismus äußern, als relevant für schwerwiegend problematische erklärt werden, als auch die Frage nach dem Spannungsverhältnis zwischen jugendkultureller Rebellion und sozialer Verantwortung gestellt wird. Vor allem für die pädagogische Praxis ist die Auseinandersetzung mit diesem unbequemen und komplexen Thema von großer Bedeutung. Da eine gewisse Szene-Kennntnis von großer Wichtigkeit ist, um den Gebrauch bestimmter Codes durch die entsprechenden Akteur_innen, seien es die auf der Produktions- als auch auf der Rezeptionsseite, nachvollziehen zu können, versteht sich dieser Beitrag als kritisch und interventionistisch. Es geht also nicht darum, sceneinterne ‚Geheimnisse‘ zu publizieren, sondern darum, bestimmte menschenfeindliche Phänomene zu entmystifizieren, um so einer eigentlich progressiven Subkultur, die ein immenses kreatives Potential – auch als soziales Movement – hat, zuzuarbeiten.

¹ Die gendersensitive Schreibweise mit dem Unterstrich versteht sich als Versuch, der unhinterfragten Annahme, dass genau zwei Geschlechter – also Mann und Frau – existieren, wie es etwa in der Doppelnennung von Personenbezeichnungen (z.B. Leserinnen und Leser) oder der Variante mit dem Binnen-I (z.B. LeserInnen) reproduziert wird, entgegenzuwirken. Der Unterstrich symbolisiert strategisch einen ‚Raum‘, in den die Existenz geschlechtlicher Identitäten jenseits dieser Binarität hineingelesen werden können.

2. Gendertheorie und Genderpraxis: „Absolute“ Männlichkeit und ihr Anderes im Rap

Um historische und gegenwärtige Entwicklungen von HipHop in Bezug auf Menschenfeindlichkeit – darunter subsumiert Sexismus und Heterosexismus² –, Gewaltverherrlichung und Pornographisierung nachvollziehen zu können, ist eine Beschäftigung mit aktueller Geschlechtertheorie unumgänglich. Die grundlegende Denkrichtung hierin besagt, dass Geschlecht als zentraler Bestandteil menschlicher Identität sozial konstruiert und historisch gewachsen ist und sich von der gesamtgesellschaftlichen Makro- bis in die interpersonelle Mikroebene letztlich als fortwährende Darstellungsleistung erweist.

Demnach haben Menschen nicht einfach ein Geschlecht, das ihnen bestimmte charakterliche Eigenschaften, körperliche Möglichkeiten, psychische Dispositionen oder soziale Positionen zuweist, entsprechend derer sie denken, fühlen und handeln; vielmehr agieren sie entsprechend einer bestimmten Geschlechtsidentität, die primär entlang gesellschaftlicher Erwartungen an sie herangetragen wird. Diese Form des sozialen Handelns wird als Doing Gender bezeichnet. Je stärker also ein Mann dominanten Bildern und Vorstellungen von Männlichkeit und eine Frau solchen von Weiblichkeit entspricht, je mehr sie also die Rollenerwartung bestätigen und durch Kleidungsstil, Sprechweise, Berufswahl, Familienkonzepten, öffentlichem Auftreten, kultivierten Interessen, Konsum- und Rezeptionsverhalten usf. reproduzieren, desto eher sind sie gesellschaftlich zunächst als Männer und Frauen akzeptiert und privilegiert. Personen, die bezüglich ihrer geschlechtlichen Identität in allen ihren Facetten und Bedeutungsräumen nicht den dominanten Geschlechterbildern entsprechen (wollen), sehen sich mit vielfältigen Benachteiligungen, sozialen Sanktionen und institutioneller Diskriminierung konfrontiert. So, wie sich diese (Re)Produktion von Geschlechtsidentität im wesentlichen auch über die Abgrenzung zu einem Anderen in allen möglichen sozialen Feldern vollzieht, wird auch Rap als subkultureller Raum genutzt, um bestimmte Geschlechterinszenierung in Abgrenzung zu anderen Identitäten vorzunehmen. So ist die Konstruktion eines stark vergeschlechtlichten Images eine zentrale Voraussetzung für die Möglichkeit zur Etablierung als Artist im HipHop. Sowohl kommerziell als auch im Underground erfolgreiche Rapper_innen nutzen in vielerlei Hinsicht die eigene Vergeschlechtlichung zur kontrastreichen Entwicklung und Inszenierung eines Images. Ein Ergebnis dessen ist die allgemeine Glorifizierung eines Machismo, der von sich männlich identifizierenden MCs³ übernommen und inkorporiert und von sich weiblich identifizierenden MCs in unterschiedlichen Formen zumindest – etwa über kontrasexistische Images – bestätigt oder gar befürwortet wird.

² Heteronormativität bezeichnet die strukturelle Annahme, dass Heterosexualität die einzig ‚normale‘, ‚natürliche‘ und moralisch vertretbare sexuelle Orientierung sei. Diese artikuliert sich auch in der Abwehr aller Formen von Homo-, Bi-, Trans-, Inter- und Asexualität und der Diffamierung derer als abweichend, ‚unnormale‘ oder krankhaft, was mit dem Begriff Heterosexismus beschrieben ist. Dieser Begriff hat im Kontrast zu dem Term Homophobie stärker soziokulturelle und politische Strukturen im Fokus und lässt keine Legitimations- oder Rückzugsmöglichkeiten über das Argument des ‚persönlich-psychologischen Unbehagens oder Ekels‘ zu.

³ Der MC oder älter Master of Ceremonies ist im englischen Sprachraum generell der Moderator einer Bühnenshow oder einer anderen Performance. Im deutschen Sprachraum ist das Wort als Titel für den Rapper in einer Hip-Hop-Gruppe vorgesehen oder als Moderator einer Veranstaltung im Bereich des Hardcore Techno, Hardstyle oder Drum ‚n‘ Bass. „MCing“ ist ein zentraler Bestandteil der Hip-Hop-Kultur.

2.1 Dichotomie I: Männlichkeit und Weiblichkeit

Die eigene Inszenierung als besonders männlich, das heißt geistig und physisch überlegen, aggressiv, fordernd, sexuell potent usw., geschieht also über die Abgrenzung zu anderen vergeschlechtlichten Identitäten. Diese Praxis ist – wie gesagt – essentiell für die Konstruktion der eigenen Identität. Traditionell, das heißt spätestens mit der Ausdifferenzierung der Wissenschaften im 18. Jahrhundert, werden männliche in Abgrenzung zu weiblichen Rollenbildern gedacht und entworfen. Weiblichkeit wird als das Negativum zu Männlichkeit verstanden: Da ‚die Frau‘ als emotional, passiv und reproduktiv gilt, muss ‚der Mann‘ als rational, aktiv und produktiv verstanden werden.

Genau dieser Mechanismus findet sich auch in der Inszenierung männlicher Images im Rap. Hier entwerfen sich ‚echte Kerle‘ darüber, dass sie ‚reale‘ Frauen unterwerfen, indem sie sie als Publikum und Hörerinnen ausblenden (oder lediglich als Groupies sexualisieren); sie nur als ‚Bitch‘ eines imaginierten Rap-Kontrahenten zum ‚Schlachtfeld‘ erklärt und in keinerlei Hinsicht als selbständige, unabhängige Subjekte verstanden werden oder indem sie sie objektivieren und als Element der Bestätigung der eigenen Männlichkeit instrumentalisieren.⁴

In jedem Fall werden sie nicht als gleichwertig und damit in einem positiven Sinne als Konkurrenz verstanden, auch nicht, wenn sie als Rapperinnen auf dem gleichen, sonst so umkämpften kulturellen Gebiet aktiv sind. Nicht zuletzt deswegen haben sich Begriffe wie ‚Frauenrap‘ etabliert, um die ‚Andersartigkeit‘ von weiblichen gegenüber männlichen MCs zu markieren. Um diese Differenzsituation zu sichern, geht sie mehrheitlich mit Hierarchisierung einher, die sich nicht selten in einer Sprache zeigt, die stark sexualisiert und pornographisiert ist und Weiblichkeit tendenziell entmündigt oder sogar entmenschlicht. Dieses Vorgehen lässt sich darüber noch zuspitzen, dass die Sexualisierung mit einer Gewaltbefürwortung und -glorifizierung kombiniert wird und die dahinter stehende männlich Inszenierung über die additive Verschränkung vermeintlich gesicherter Attribute an Stabilität gewinnt.

Die beiden folgenden Textausschnitte zeigen exemplarisch die Verbindung von Sexualisierung, Gewalt/Überwältigung und aggressiv-männlicher Selbstinszenierung deutlich auf, indem sie ausgesprochen gewalttätige sprachliche Bilder nutzen (Metapher vom Phallus als Waffe) bzw. Situationen – wenn nicht sogar Vergewaltigungsszenarien – imaginieren, in denen Frauen komplett handlungsunfähig und ausgeliefert sind:

„Gib mir ein‘ verfuckten Beat und ich geb‘ Tucken ‘nen Hörsturz/
Hab Chicks, die lutschen als würden sie Schwerter schlucken im Zirkus“
(Sentino: No Homo; 2005)

⁴ Sicherlich gibt es im Rap auch Weiblichkeitsbilder, die Weiblichkeit positiv besetzen und sogar idealisieren, jedoch funktionieren diese überwiegend in einem stereotypen und dichotomen Rahmen, wie es das Gegensatzpaar von der Heiligen und der Hure vorsieht, sodass wieder die eine Identität nur im Kontrast zu ihrem Anderen existieren kann.

„Ich pack der Schlampe in ihr Glas ein paar Komapillen/
Und fick sie hart in mei'm Studio auf mei'm Kokofilm/
Und leg sie um Mitternacht nackt ab vor deiner Tür/
Deine Mutter lässt sich bängen an der Côte d'Azur“
(Bass Sultan Hengzt: Funkel funkel kleiner Stern; 2009)

Letztlich enttarnen sich vor diesem theoretischen Hintergrund misogynie und sexistische Haltungen im Rap als nichts weiter als eine fragile Männlichkeit, die über gewaltvolle und diffamierende Abgrenzung zu ihrem kulturell gesetzten Anderen Stabilität sucht. Dass diese extreme Form des Machismo im Rap so wirkungsvoll und erfolgreich ist und deswegen als politisches Statement sehr ernst genommen werden muss, lässt diese zunächst banal erscheinende Erkenntnis in Hinblick auf die Notwendigkeit einer Veränderung dieser Struktur gleich wesentlich diffiziler und komplexer wirken.

2.2. Dichotomie II: Heterosexuelle Männlichkeit und homosexuelle Männlichkeit

Auch wenn es so scheint, als ob es einen männerbündlerisch anmutenden primären Konsens gibt, über welchen Weiblichkeit im Rap abgewertet, oder aber zumindest sexualisiert oder stereotypisiert wird, steht die Ablehnung und Abwertung von Homosexualität noch als gemeinsamer Nenner davor.

Dies lässt sich darüber erklären, dass Männlichkeit keine monolithische Größe ist, sondern vielmehr ein plurales Konzept, das zwar sehr unterschiedlich verstanden und gelebt wird, aber auch als hegemoniale Männlichkeit ihren dominanten Ausdruck findet. Trotz der Diversität von Maskulinität gilt also eine bestimmte Form der Männlichkeit als besonders viril und erstrebenswert. Diese Form wird als hegemoniale Männlichkeit bezeichnet, da sie über einen vermeintlichen Konsens, der gesellschaftlich verhandelt und legitimiert wird, so dass die Autorität der hegemonialen Gruppe – in diesem Fall der hegemonialen Männlichkeit – gestützt und somit in ihrer Vorherrschaft bestätigt wird.

Diese hegemoniale Männlichkeit ist historisch nicht gleich bleibend, da sie einer Dynamik, die von der jeweiligen soziokulturellen Verfasstheit abhängt, unterliegt. So ist beispielsweise das Männlichkeitsideal der Antike ein anderes als das des europäischen Mittelalters oder des so genannten Dritten Reichs. In einem Punkt jedoch ist es auf eine Formel zurückzuführen, nämlich die der Konstruktion und der gesamtgesellschaftlichen Positionierung.

Um die hegemoniale Männlichkeit als solche herzustellen, bedarf es auch eines Akts der Abgrenzung von anderen Gruppen über die angenommene Entgegengesetztheit dieser. Durch diese Schaffung der Differenz wird eine indirekte Selbstbezeichnung mittels einer Veränderung der zum Gegenstück erklärten Gruppe vorgenommen. Diese Distanzierung schafft jedoch keine Egalität der voneinander abgegrenzten Gruppen, sondern wirkt hierarchisierend und zwar zu Gunsten derer, die über den Akt der Abgrenzung ihre Normalität bewiesen sieht und sich somit selbst die Definitionsmacht zuspricht.

Dieses Andere zur hegemonialen Männlichkeit wird mehrheitlich in homosexuellen Männern gesehen, da sie in einer stereotypen Außenwahrnehmung als weich,

schwach, effeminiert und vor allem penetrierbar gelten und somit gewissermaßen als Verräter an der wahren Männlichkeit diffamiert werden. Dieses vereinheitlichende, unrealistische, ungerechtfertigte und haltlose Bild von homosexueller Männlichkeit zeigt sich in zahlreichen Songtexten und dient grundsätzlich der Markierung und Sicherung der eigenen ‚harten‘ und heterosexuellen Männlichkeit:

„Du bist ein Opfer – kein Rapper, kein Player, kein Mann/
Du bist ein Opfer – kein König, wir regieren das Land/
Du bist ein Opfer – wie oft hat man’s dir gesagt/
Du bist ein Opfer, du Opfer – Berlin bleibt hart“
(Fler/B-Tight: Du Opfer; 2005)

Im Verlauf des Songs wird das ‚lyrische Du‘ auch als ‚schwul‘ (unmännlich) und ‚Opfer‘ (verletzbar/penetrierbar) bezeichnet. Die Rapper selber positionieren sich über die Stigmatisierung als gegensätzlich dazu.

„Du bist ein Mann, der mit Männern bumst für’n Tenner bumst/
Ich spitt’ Fire wie ein Bunsenbrenner vom Morgengrauen
bis zur Dämmerung“
(Kool Savas: Monstershit; 2005)

Die Abwertung homosexueller Männlichkeit – und das ist eine grundsätzliche Parallele zu den wesentlichen Aspekten von Sexismus im Rap – läuft über die Sexualisierung von Homosexualität. Pointiert gesprochen findet in der Imagination von schwuler Sexualpraxis vielfach eine Reduktion auf passiven analsex statt. Überhaupt ist die Idee, dass Männer penetrierbar, sexuell passiv und unterworfen sind, im Selbstverständnis hegemonialer Männlichkeit – wie sie sich im Rap immer wieder artikuliert – eine Erinnerung an die eigene potentielle Penetrierbarkeit, was genau diese radikale Abwehrhaltung dessen, was hegemoniale Männlichkeit unter homosexueller Männlichkeit versteht, hervorbringt.

„Ihr fragt euch, was raucht der Junge/
Und ich sag ‚No Homo‘, denn es liegt mir auf der Zunge/
Sag ‚No Homo‘, wenn du etwas Schwules sagst/
Wie ‚Ich glaub, jeder von euch ist jetzt gut am Arsch“
(Sentino: No Homo; 2005)

Das Bedürfnis nach der Stabilisierung der eigenen heterosexuellen Männlichkeit gipfelt in dem Ausspruch „No Homo“, der auch in der HipHop-Szene genutzt wird, um im Anschluss an eine Äußerung, die als ‚schwul‘ interpretiert werden könnte, klar zu machen, dass diese eben nicht als ‚schwul‘ zu verstehen sei. Diese Phrase dient damit als verbaler Sicherungsmechanismus der eigenen Heterosexualität und vor homophober Diffamierung, was deutlich werden lässt, wie weitreichend die Angst – als individuelle Abwehr aber auch als strukturell tiefgreifende Diskriminierung von homosexuellen Menschen – vor der Infragestellung hegemonialer Männlichkeit durch die Akzeptanz vielfältiger und vor allem gleichberechtigter Männlichkeitsentwürfe ist.

3. Wirkmacht und Sprachmacht: Rap als Jugend- und Popkultur

Besonders für die pädagogische Arbeit ist die Frage, was ‚solche‘ Texte mit Jugendlichen ‚machen‘, das heißt, was sie für ihre psychoemotionale, psychosexuelle und soziale Entwicklung bedeuten, von großer Relevanz. Vielfach wird von Pädagog_innen eine Überforderung mit diesem Thema geäußert. Um diese Frage besprechen zu können, braucht es eine Auseinandersetzung mit dem Thema der Medienwirkung. Aktuelle Debatten in der Medienwirkungstheorie haben sich schon vor einiger Zeit von der Annahme verabschiedet, dass das behavioristische Modell, nach dem Input und Output nahezu identisch sind, noch Gültigkeit hat. In der Tat befinden sich zwischen dem, was die Seite der Produzent_innen, in dem Fall der Rapper_innen, intendiert und diskursiv in ihre Texte einlässt und dem, was Hörer_innen solcher Musik in den Rezeptionsprozessen der Texte für sich herausliest, viele Schritte der diskursiven Transformation. Sicherlich ist der Aspekt der Wirkmacht von Sprache nicht zu unterschätzen, insbesondere wenn die gehäufte Wiederholung bestimmter Begriffe, hinter denen bestimmte Denkmuster stehen und die bestimmte Bilder etablieren, zur Normalisierung eben jener führen und etwa desensibilisierend wirken. So haben Raptexte zweifelsohne zur Verselbständigung homophober und sexistischer Begriffe und Sprüche, wie sie auf zahlreichen Schulhöfen und auf der Straße zu hören sind und mittlerweile zum Stammwortschatz vieler Jugendlicher gehören, beigetragen, da sie immer wieder als zentrale Elemente der Machtdemonstration von diversen Rapper_innen genutzt werden. Dennoch lässt sich nicht ohne weiteres behaupten, dass die Jugendlichen, die sich dieses Vokabular aneignen und reproduzieren besonders gefährlich oder eine Bedrohung für die gesellschaftliche Ordnung seien. Jugendliche nutzen die Möglichkeit, wenn sie HipHop als Jugendkultur verstehen, in der sie aktiv mitwirken, indem sie Texte schreiben und veröffentlichen oder als aktive Rezipient_innen an der Szene teilhaben, sich über die Praxis der Jugendkultur etwa von der Vernunftswelt der Erwachsenen vehement abzugrenzen. Das Prinzip Tabubruch ist letztlich zentraler Bestandteil vieler Jugendkulturen und spielt mit dem Verständnis, was Erwachsene von Gut und Böse bzw. zulässig und grenzüberschreitend haben, um zu signalisieren, dass sie nicht so ohne weiteres interpretiert werden können. Womöglich fordern sie auf diesem Wege eine intensivere aufrichtig gemeinte Auseinandersetzung mit ihrer Lebenswelt seitens der Erwachsenen ein. Diese Haltung meint nicht, dass Jugendliche, die bestimmte Images und Inhalte in ihrem kulturellen Output oder in ihrer alltäglichen Lebensweise integrieren, einfach ‚unerziehbar‘ seien, doch sagt meine pädagogische Erfahrung beispielsweise, dass Jugendliche zuweilen deutlich werden lassen, dass sie auf diesem Wege eine intensivere aufrichtig gemeinte Auseinandersetzung mit ihrer Lebenswelt seitens der Erwachsenen einfordern. Dieser Aspekt, der angstfreien, authentischen und empathischen Auseinandersetzung mit soziokulturellen Phänomenen wie Gangsta- oder Pornorap, ist für jedweden pädagogischen Bereich von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Oftmals hatte ich den Eindruck, dass Jugendliche nach der Thematisierung dieser Sache förmlich erleichtert waren, ihre ambivalenten Faszination einer kompetenten und nicht von vornherein moralisierenden Person mitteilen zu können. Bezüglich der Äußerung besagter Inhalte durch erwachsene und/oder professionelle Rapper_innen verhält es sich meines Erachtens nach anders. Mit zunehmendem Alter lässt sich auch die Erwartung an eine Reflexion hinsichtlich sozialer

Verantwortung steigern, was zunächst ein idealistisches Unterfangen ist, denn viele öffentlichkeitswirksame Rapper_innen weisen genau dieses Argument von sich und berufen sich auf Legitimationskontexte wie Kunstfreiheit. Genau aus diesem Grund ist es umso wichtiger, etwa die medialen Rahmen, die ihnen diese Artikulationsräume zugestehen und eröffnen, in den Blick zu nehmen und zu fragen, mit welcher Motivation Radio- und Fernsehsender, Presse, Internetforen, Konzertveranstalter_innen, Musiklabels usf. besagte Protagonist_innen unterstützen. Meine These ist, dass der Aspekt des finanziellen Profits, der durch die Kooperation mit derartig polarisierenden Personen möglich zu sein scheint, ein wesentlicher ist. Insofern lässt sich die alte Werbeweisheit ‚Sex sells‘ nach ‚Sexism sells‘ konkretisieren, was ein tragisches Urteil über unsere (Medien-)Gesellschaft bedeutet, an der wir alle – wenn auch in unterschiedlicher Form – beteiligt sind.

3.1. HipHop History: Artikulationsräume und subkulturelle Bewegung

Im Wesentlichen ist die Entstehung von HipHop in den 1970er Jahren in New York als Reaktion auf soziale Ausschlüsse aus den privilegierten Räumen der Weißen⁵ Bevölkerung zu verstehen. Schwarze und hispanische Jugendliche entwickelten ihre eigene Party- und Jamkultur, mit der sich nach und nach die so genannten vier Elemente von HipHop ausdifferenzierten: DJing, MCing (Rap), Breakdance und Graffiti. Die Jugendlichen schafften sich mit diesem subkulturellen Rahmen des Empowerments ein Forum der Artikulation sozialer Schieflagen. Im Laufe der Zeit wurde über HipHop auch die Weiße Bevölkerung massiv mit der Realität der politischen Strukturen im Land konfrontiert. Diese Konfrontation spitzte sich Ende der 1980er Jahre erstmalig in den Texten der ersten Welle des Ghetto-Raps zu. Die Texte gaben den Alltag in den Ghettos der Großstädte wieder, zu dem der idealisierte Gebrauch von Waffen, das Konsumieren und Verkaufen von Drogen sowie die Darstellung einer unantastbaren Männlichkeit gehörten. Dieses Gangster-Image verbreitete sich aufgrund der polarisierenden Inhalte medienwirksam, zumal die Weiße Medienindustrie und ihr Publikum darin die schillernde Figur des Schwarzen Gangstas ausmachte, die entweder kulturell relativistische Immunsierung in dem ihr zugesprochenen authentischen Handeln erfuhr oder zur Projektionsfläche rassistischer Moraldiskurse wurde.

Gewissermaßen als Parallelbewegung entwickelte sich ein politisch motiviertes Genre, das sich nicht durch die quasi naturalistische Deskription der Umstände, sondern durch eine eher analytische Auseinandersetzung mit ihnen auszeichnete. Dieser ‚Political Rap‘ war auch der Ausgangspunkt für einen Schwarzen Nationalismus und Afrozentrismus im HipHop, der eine Wiederbelebung des Schwarzen Bewusstseins programmatisch mit sich brachte. Seit Mitte der 1990er Jahre ist Rap in den USA kommerziell vollkommen etabliert und sehr erfolgreich. Der so genannte Underground mit seinen ursprünglichen Werten verliert mit der zunehmenden

⁵ Die Begriffe ‚Schwarz‘ und ‚Weiß‘ werden strategisch großgeschrieben, da sie nicht als Farbadjektive missverstanden und somit als Belegargument für die Existenz menschlicher ‚Rassen‘ genutzt werden sollen. Vielmehr bezeichnen diese Begriffe, genau wie der Begriff ‚People of Color‘, politische Positionen innerhalb rassifizierender Diskurse.

Popularität der Musik an Bedeutung, und die exakte Trennung der Genres weicht hinter der Relevanz von Verkaufszahlen und medienkompatiblen Images zurück. Die Grenzen zwischen Musik- und Modeindustrie, zwischen Musikvideo- und Hollywood-Entertainment sind fließend geworden. Mittlerweile ist Rap eine eigene Industrie, und eine Vielzahl der Protagonist_innen sind millionenschwere Geschäftsleute, während die Jugendlichen auf den Straßen und Schulhöfen dieses Medium nach wie vor nutzen, um die Welt um sie herum zu verbalisieren.

Für die deutsche HipHop-Geschichte lässt sich eine ähnliche Entwicklung nachzeichnen: Vor allem Schwarze Jugendliche und Jugendliche of Colour eigneten sich HipHop als Artikulationsraum an und thematisierten unter anderem den institutionalisierten Rassismus in ihrer Alltagswelt. Andererseits war die spaßorientierte, unbedarftere Variante von Rap in den 1990er Jahren sehr präsent, was mit der zunehmenden Beteiligung Weißer Mittelschichts-Jugendlicher zusammenhängen mag. Seit einigen Jahren ist die Dominanz offensichtlich kommerziell motivierter Varianten des Gangsta-Rap unverkennbar. Auch hier sollen soziale Realitäten beschrieben werden, jedoch ist die gesellschaftspolitische Wechselwirkung zwischen Repräsentation und Konstruktion insbesondere hinsichtlich der vermittelten Geschlechterbilder durchaus diskursmächtig und damit ausgesprochen problematisch.

3.2. HipHop Present: Normalisierung und Dämonisierung

Im Zuge dieser Entwicklung haben sich im wesentlichen zwei Strategien im medialen und Umgang damit als dominant erwiesen: Zum einen scheint eine gewisse Normalisierung, was etwa das Aufgreifen bestimmter raptypischer Begriffe, Images oder Habituselemente angeht, zuzunehmen: Rapper, die bis vor einem Jahr durch alle medialen Bereiche als jugendgefährdend galten, haben seit einiger Zeit ihren Status hinsichtlich ihrer ‚Salonfähigkeit‘ und medialen Positivpräsenz sehr stark verändert. So hat etwa der Berliner Rapper Frauenarzt, der über Jahre als Prototyp des Pornorappers galt, mittlerweile den Rap-Untergrund verlassen, um als Partyrapper andere Käufer_innenschichten für sich aufzutun: Sein Hit „Das geht ab“ erreichte im Sommer 2009 Platz 8 der deutschen Singlecharts. Durch diesen kommerziell beachtlichen Erfolg hat sich die öffentliche Wahrnehmung seiner Person maßgeblich dergestalt verändert, dass er trotz seiner musikalischen Vergangenheit und seiner sonstigen Inszenierung als Schlager-Rapper verharmlost wird und wie selbstverständlich zwischen anderen Ballermann-Hitlieferant_innen rangiert. Bezeichnenderweise scheint ihm sein bisheriges Schaffen dennoch nachzuhängen: Im Dezember 2009 wurde Frauenarzt wegen pornographischer Gewaltdarstellungen auf zwei seiner Tonträger zu einer Geldstrafe verurteilt. Diese Ambivalenz zeigt letztlich nichts anderes, als dass natürlich in erster Linie der Akteur selbst einen ambivalenten Umgang mit den von ihm favorisierten Inhalten hat und sie gemäß des jeweiligen Kontextes zu regulieren weiß. Viel bezeichnender ist, meinem Empfinden nach, wie Gesellschaft beide Seiten in sich zu integrieren weiß: Einerseits wird an dieser medienpräsenten Bühnenfigur, unter anderem über die Indizierung zahlreicher Veröffentlichungen, immer mal wieder ein moralisches Exempel statuiert und Ursachenforschung für die ‚Verrohung der Jugend‘ betrieben, andererseits weiß sie in ihrer Konsum- und Spaßorientiertheit den schlichten Fun-Faktor für sich

zu nutzen und politische Subtexte wie offensichtlichen Sexismus auszublenden. Ähnlich verhält es sich mit den anderen beiden großen Figuren des kommerziell erfolgreichen Rap Sido und Bushido. Während der erste mit dem „Arschficksong“ das Anschauungsmaterial für Indizierungsprozesse im deutschsprachigen Rap schlechthin lieferte und ebenfalls kompromisslos als schlechtes Vorbild in den Feuilletons diskutiert wurde, letztlich aber durch ProSieben zum schlichten und sozial verträglichen Jurymitglied einer Castingshow transformiert wurde und mit einer Berliner Abgeordneten in Vorbereitung auf die Bundestagswahl durch den Tiergarten flanierend im Fernsehen Dialoge über Politik führte, wurde der zweitgenannte ebenfalls auch von den Launen der Musiksender mal als untragbarer Bösewicht, mal als charmanter Kumpeltyp inszeniert und bekam auch mehrfach die Gelegenheit direkt und indirekt in bürgerlichen Talkrunden seine Veröffentlichungen zu bewerben.

Auch hier stellt sich wieder primär die Frage, wie eine Gesellschaft zu bewerten ist, die derart opportunistisch mit ihren oszillierenden (Anti-)Held_innen umgeht und diese je nach Gusto entweder in das eine oder das andere Licht stellt.

4. HipHop Future?: Ein kritischer Ausblick

Als langjährige Aktivistin der HipHop-Szene ist es mir ein zentrales Anliegen, diese Fragen öffentlich diskutiert zu wissen und zwar in einer Weise, in der Gesellschaft sich selbst reflektiert und Abstand davon gewinnt eigene Problemfelder – und Sexismus und Heterosexismus gehören definitiv zu den schwerwiegenden – von sich zu weisen und symptomatisch auf öffentliche Personen oder soziokulturelle Entwicklungen zu projizieren, die mit dem bürgerlichen Kern der Gesellschaft erstmal nicht viel zu tun zu haben scheinen. So ist es doch kein Wunder, dass in Raptexten unüberschaubar drastisch homophobe Statements zu finden sind, wenn gesamtgesellschaftlich eine ähnliches Bild zu zeichnen ist, wenn auch in anderen Modi. Was natürlich nicht bedeuten soll, dass sich Rapper_innen mit gewaltverherrlichenden und menschenfeindlichen Haltungen auf ihre selbst zugeschriebene Position als ‚Spiegel der Gesellschaft‘ zurückziehen dürfen. Ganz im Gegenteil: Die Wechselseitigkeit von Repräsentation und Konstruktion ist mein zentrales Argument in dieser Debatte, auch wenn sie sich nicht einfach skizzieren oder in irgendeiner Weise kalkulieren lässt.

Außerdem wäre es der Problematik sicherlich zuträglich, wenn HipHop als Kultur die Anerkennung erhielte, die ihr tatsächlich zusteht. Vielfach wird beispielsweise Rap aus vermeintlich hochkultureller Perspektive parodiert, lächerlich gemacht, unterschätzt und nicht ernst genommen. Die ernsthafte Anerkennung einer Kultur bedeutet meiner Meinung nach auch immer die Anerkennung der in ihr stattfindenden Themen und Ausdrucksformen.

Nora Sookee“ Hantzsch

Jahrgang 1983, MA Germanistische Linguistik und gender Studies; ist Projektkoordinatorin bei cultures interactive e.V. – Verein zur interkulturellen Bildung und Gewaltprävention. Außerdem arbeitet sie als freie Referentin und Politische Bildnerin im Themenbereich soziopolitische Strukturen in Sub- und Alltagskulturen speziell Gender/Sexismus & sexuelle Identität/Heterosexismus; zudem ist sie queerfeministische HipHop Aktivistin. (sookee.de)

Referat

Martin Giese

Homophobie im Reggae

Wer an Jamaica denkt, hat schnell einfache Bilder im Kopf: Sonne, Rum, Reggae. Das entspannte Leben in der Karibik. Und für den Soundtrack sorgt Bob Marley mit humanistischen Hymnen wie „One Love“.

Doch die Realität hat ganz andere Seiten: Mit der zehnfachen Mordrate der USA, einem Umschlag von 80 Tonnen Kokain im Jahr, verbreiteter Bandenkriminalität inklusive Schutzgelderpressung und einem Bruttoinlandsprodukt von ca. 4400 US \$ pro Kopf, lebt es sich als Einwohner der Insel oft nicht ganz so unbeschwert. Das bekommen gerade auch Minderheiten zu spüren. Die rechtliche Situation von Homosexuellen in Jamaica ist drastisch: Bei sexuellen Handlungen drohen 10 Jahre Haft und Zwangsarbeit, selbst das Händchenhalten ist strafbar. Die führenden Parteien: People's National Party (sozialdemokratisch) und Jamaica Labour Party (konservativ) sehen keinen Handlungsbedarf und verwahren sich gegen Einmischung in innere Angelegenheiten.

Die Konsequenz ist oft tödlich: Über 30 getötete Schwule von 1997 bis 2004, darunter wichtige Führer der J-Flag (Jamaicanische Lesben- und Schwulenorganisation) sowie Anti-AIDS-Aktivisten. Dabei spielt Musik und die dazugehörigen Texte eine besondere Rolle: Vor dem Haus des ermordeten J-Flag-Aktivisten Brian Williamson sangen Nachbarn Buju Banton's „Boom Bye Bye“ kurz nach seinem Tod. Diese und andere „Batty Boy“ und „Chi Chi Man“-Songs sind sehr populär. So stark, dass die Jamaican Labour Party sogar einen davon für den eigenen Wahlkampf adaptiert hat; „Chi Chi Man“ von der Gruppe T.O.K.

Im Original heißt es dort sinngemäß: *„Wenn sie in einem Auto eines Schwulen sitzen, Eröffnet das Feuer, lasst uns sie verbrennen! Wenn sie in einer Schwulen-Bar trinken, Eröffnet das Feuer, lasst sie uns erledigen!“*

Ähnlich klingt es beim „Klassiker“ Boom Bye Bye, den Buju Banton 1988 aufnahm und der vier Jahre später diese Art von Texten weltbekannt machte: *„Boom und tschüß – Direkt in den Kopf vom Batty Boy. Coole Jungs unterstützen keine ekligen Männer – Sie müssen sterben“*.

Um Nachzuvollziehen, warum solche Texte direkten Einfluss auf das Leben (und den Tod) von Menschen in Jamaica haben, muss man kurz einen Blick zurück werfen.

Geschichte des Reggae

In der Karibik findet das Leben zum großen Teil auf der Straße statt. Dazu spielten die „Soundsystems“ den Soundtrack. Jedes Wochenende bauten diese ihre Musikanlagen auf Plätzen und Sportanlagen auf und beschallten die Nachbarschaft bis früh in den Morgen. Zunächst allerdings wurden hier ausschließlich amerikanische Schallplatten gespielt: Jazz, und früher Rhythm & Blues. Erst Ende der 50er wurden erste Aufnahmen auf der Insel gemacht, bezeichnenderweise von Kulturwissenschaftlern und Völkerkundlern. Zunächst war das hauptsächlich Mento, d.h. folk-ähnliche Lieder mit akustischer Instrumentierung – vergleichbar mit frühem Calypso.

Erst Anfang der 60er wurde der Reggae-Rhythmus „entdeckt“ – zunächst in schnellem Tempo als Ska, Mitte bis Ende der 60er dann etwas langsamer mit Einfluss des amerikanischen Soul als Rock Steady.

Zu dieser Zeit hatte Jamaica die Unabhängigkeit erstritten und war selbstbewusst und guter Dinge, das Schicksal in eigene Hände zu nehmen. Ähnliche Stimmung gab es bei den Schwarzen in den USA. Der Soul der 60er war Soundtrack der Bürgerrechtsbewegung und nutzte das Medium für Slogans, die oft als Liebeslied getarnt waren, um auch im Radio gespielt zu werden: „Tell It Like It Is“ „Keep On Pushing“ „We’re A Winner“

Mit dem Roots-Reggae Anfang der 70er verringerte sich nicht nur das Tempo, sondern auch der Optimismus. Die Texte kommentierten öfter das Alltagsleben und die Politik im Lande. Die Rastafari gewannen zunehmend an Einfluss. Ursprünglich als rückständige, ländliche und primitive Glaubensrichtung angesehen, schien hier jetzt die Heilung zu finden zu sein. Berühmtester Vertreter war Bob Marley, der zwar schon seit den frühen 60ern Musik aufnahm, mittlerweile aber den schwarzen Anzug der „Rude Boys“ gegen die Dreadlocks der Rastas getauscht hatte.

Diese Weltanschauung wird auch beim Dancehall oder „Ragga“ oft zitiert. Musikalisch eine Mischung aus elektronischen Beats und einem Toasting-Style, der dem Gangsta Rap verwandt ist, wird sich hier oft auf Religiosität berufen.

Basierend auf einer alten Bibelauslegung und einem heiligen Buch aus Äthiopien, vertreten die Rastafaris einen strengen Glauben. Von den vier unterschiedlichen Gruppierungen, den Orthodox Rasta, dem Nyahbinghi Orden, den 12 Stämmen von Israel und den Bobo Shanti, legen letztgenannte die ihnen heiligen Schriften besonders streng aus.

Rastafari – Eine Weltanschauung (!?)

Der Name ist abgeleitet aus „Ras Tafari“ dem ursprünglichen Namen von Haile Selassie, dem letzten Kaiser Äthiopiens. Er regierte von 1930 bis 1936 und ab 1941-1974 das erste unabhängige Land Afrikas. Seine besondere Bedeutung als wieder geborener Messias stützt sich auf die Weissagung von Marcus Garvey, einem frühen Bürgerrechtler.

Geboren 1887 auf Jamaica, hatte Marcus Garvey zunächst in London gearbeitet und dort die „Universal Negro Improvement Association“ gegründet, die er schließlich in Harlem New York etablierte. Er vertrat einen schwarzen Separatismus und scheute sich nicht mit dem Ku-Klux Klan zu kooperieren. Ihm seien „offene Feinde der Schwarzen lieber ...als vermeintliche Freunde“. Die Idee „Heim nach Afrika“, sollte mit der Gründung einer eigenen Schiffsfahrtslinie und einem Fleckchen Land in Liberia in die Tat umgesetzt werden. Als die Schiffsfahrtslinie zahlungsunfähig war, wurde ihm Betrug vorgeworfen und er kam ins Gefängnis, bevor er nach Jamaica abgeschoben wurde. Schon vorher hatte er von einer Krönung eines schwarzen Königs in Afrika gesprochen, der die Befreiung der Schwarzen bringen sollte. Mit der Krönung Haile Selassies galt seine Prophezeiung als erfüllt.

Garveys Einfluss ist heute noch bei den separatistischen „Black Muslims“ der „Nation of Islam“ spürbar, denen auch Malcolm X eine Zeitlang angehörte. Der „Heim nach Afrika“-Gedanke war Ende der 80er kurzzeitig auch im Hip Hop wieder en Vogue - mit passenden Texten und Mode-Accessoires.

Im Rastafari-Glauben lebt dieser Separatismus fort: Der Feind ist weiß und lebt in „Babylon“, dem Sündenpfuhl voller Habgier und Dekadenz. Homosexualität gehört auch dazu. Abgeleitet aus den „Eight Clobber Passages“, jeweils vier Abschnitten aus dem Alten und Neuen Testament, ist diese Lebensweise strikt abzulehnen und muss strengstens geahndet werden. Andere Passagen, nach denen Ehebrecher gesteinigt werden sollen, werden nicht so strikt befolgt.....

Rezeption in Europa

Die Reggae-Fans in Europa übernehmen meist Äußerlichkeiten wie Dreadlocks und Cannabis-Konsum aber nicht die orthodoxe Auslegung der Rastafari Weltanschauung. Hier steht Reggae als ursprüngliche Musik, frei von Zwängen und als Soundtrack für alternative Lebensvorstellungen. Ein tätlicher Angriff auf anders denkende oder anders fühlende Individuen wird grundsätzlich abgelehnt.

Zur Homophobie in den Texten wird von einigen Hörern ein zurückhaltender Ton angeschlagen. Da wird ein „Recht zur Selbstregulierung“ innerhalb der Dancehall-Szene gefordert und Verständnis erwartet, da der Erwerbsdruck in Jamaika stark sei und die Künstler daher gezwungen, sich der schwulenfeindlichen Grundstimmung anzupassen. Hier wird der Rassismus denn umgekehrt gedacht: *„Wer gibt mir das Recht darüber zu entscheiden, was in einer anderen Kultur richtig und falsch ist? Normen und Werte sind eben überall anders“*.

Auch im größten deutschsprachigen Magazin „Riddim“ wird oft nicht differenziert. Dort können jamaikanische Künstler Schwule mit Termiten gleichsetzen ohne dazu zur Rede gestellt zu werden. Oder es wird gar formuliert: *„Reggae [...] und militante Homophobie [lassen sich] unmöglich auseinander dividieren ...“*

Viele der genannten Songs sind hierzulande indiziert, d.h. offiziell nicht verfügbar. In Zeiten des Internet ist es natürlich keine wirkliche Hürde auch diese Songs innerhalb von wenigen Minuten zu er-“googlen“ und herunterladen.

Gefahr Jugendkultur!?

Bisher war die Jugendkultur seit den 50ern darauf ausgerichtet, Freiheiten oder zumindest Freiräume zu erkämpfen. Da sich Teenager selbst als Minderheit sahen, schien es lange Zeit so, als ob auch die Befreiung anderer Minderheiten aus bestehenden Zwängen wohlwollend betrachtet wurde. Nicht zuletzt bedienten sich viele Gruppierungen offen oder verdeckt bei Codes und Riten von Schwarzen, Schwulen etc. Als im Jahr 1991 zum ersten Mal Asylantenheime brannten, wurde diese Vorstellung in Frage gestellt. Einige Schaulustige trugen Abbildungen schwarzer Eigenständigkeit und Befreiung wie T-Shirts und Kappen von Malcolm X oder der politischen Hip Hop-Gruppe Public Enemy und klatschten Beifall. „The Kids Are Not Alright“ hieß dementsprechend ein häufig diskutierter Artikel von Diedrich Diederichsen in der Zeitschrift „Spex“.

Mittlerweile sind auch Schwule nicht mehr „nur“ in „erlaubten“ kreativen Bereichen tätig, sondern auch an Schaltzentralen der Macht; sie sind Bürgermeister, Außenminister etc. Gleichzeitig nehmen die Freiräume für Jugendliche ab. Sowohl quantitativ durch wenige finanzielle Mittel für Jugendtreffs als auch qualitativ durch die Allgegenwärtigkeit des Jugendkults.

Für Jungen und junge Männer kommen weitere Einschränkungen hinzu. Laut Untersuchungen¹ definieren sie „Männlichkeit“ zum großen Teil über Erwerbsarbeit.

Mit dem Rückgang von langfristigen Arbeitsverträgen wird ein Teil dieser Identifikationsbasis unsicherer. Daraus kann eine erhöhte Wahrscheinlichkeit für Gewalt, Gangbildung, Rechtsextremismus abgeleitet werden, um sich von vermeintlich Schwächeren abzugrenzen und damit eine Stärke wiederzuerlangen.

Das spiegelt sich auf dem Schulhof auch bereits in der Sprache wieder: „Schwul“ wird als verbale Verletzung für „Unmännlichkeit“ benutzt – für 72 % der 13-18jährigen ist dieser Begriff (wieder) ein Schimpfwort².

Handlungsmöglichkeiten

Auch wenn die Reggae-Fans weit davon entfernt sind, homophob zu sein, können die aufhetzenden Texte von Dancehall-Interpreten nicht hingenommen werden, da sie menschenrechtsverletzend sind. Konventionelle Handlungsmöglichkeiten wurden und werden angewandt:

- Einreiseverbot (z.B. Sizzla in Spanien)
- Auftrittsverbote
- Weitere Songs indizieren?

Doch damit wird nur die legale Verbreitung dieser Songs erschwert, das Problem bleibt bestehen.

Einen anderen Ansatz verfolgt die OUTRAGE! Gruppe von Peter Thatchell. Mit der Kampagne „Stop Murder Music“ wurde ein sogenannter Reggae Compassionate Act formuliert. Durch die erzielte Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit wurde erreicht, dass Reggae-Künstler mit zweifelhaften Texten nur dann auftreten können, wenn Sie zuvor diesen Vertrag unterzeichneten.

Mit ihrer Signatur bezeugen die Künstler das Prinzip von „One Love“ und unterstützen die Tradition von Reggae als „Agenten der positiven sozialen Veränderung“ und einer Rückkehr zu den Prinzipien von Toleranz, sozialem Engagement und „positive Vibrations“. Die Ablehnung kann teuer werden, denn die nachfolgende Diskussion in der Öffentlichkeit führt häufig zur Absage von Tourneen. Das soll in den vergangenen Jahren 3,1 Millionen gekostet haben.

Diesen Vertrag haben eine Reihe von Interpreten unterschrieben: Beenie Man, Sizzla etc. Doch zurück in ihrem Heimatland, wird jegliche Aktivität in dieser Rich-

¹ Quelle: Die soziale Konstruktion von Männlichkeit: Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland, Nina Baur von Budrich, 2008

² Quelle: Johannes Möhring und Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) Platz 1 der meistgebrauchten Schimpfworte

tung abgestritten: Denn was in Europa den Ruf beschädigt und damit den kommerziellen Erfolg schmälert, stärkt in Jamaika bei Dancehall-Veranstaltungen das Renommee.

Der Song „No Apolgize“ von Sizzla kann als musikalische Antwort gesehen/gehört werden:

„(Ein) Rastamann entschuldigt sich nicht bei Schwulen. Wenn Du King Selassi I herabwürdigst, werde ich Dich erschießen. Bring mir alle Mädchen, sie bringen Freude während ich Dich in das Feuer stoße“

Bei der nächsten Europa-Tournee wurde ein ähnlich lautender Vertrag in Berlin formuliert und das Konzert konnte stattfinden.

Um die Nachhaltigkeit dieser Aktion sicherzustellen, formulierten Reggae-Hörer und -Veranstalter eine „Lastenliste“, die einen gesamten Katalog aufstellt:

- Unterzeichnung des „Berlin Reggae Compassionate Act“
- Hass-Songs werden nicht aufgeführt
- Statement des Veranstalters gegen homophobe Gewalt
- Spende von den Konzerteinnahmen durch den Künstler für Organisation von Homosexuellen in Jamaika (z.B. J-Flag)
- Infostände während des Konzertes

Mit diesen Forderungen wäre nicht nur sichergestellt, dass die Tourneen ohne hetzende Inhalte stattfinden. Es konfrontiert Interpreten, die außerhalb Jamaicas mit ihrer Musik Geld verdienen wollen mit der Forderung, auch in ihrem Land die Hassmusik nicht mehr einzusetzen.

Damit das mittelfristig funktionieren kann, ist es allerdings auch wichtig, dass mit der Forderung an Reggae-Künstler aus Jamaika auch andere öffentliche Personen und deren Äußerungen ebenfalls konsequent beurteilt werden.

Martin Giese

arbeitet als Freier Musikjournalist u. a. für Szene Hamburg, Tip Berlin, sowie für diverse Musiklabels. Er ist ehemaliger Mitherausgeber des Kulturmagazins „Heaven Sent“ und arbeitet auch als DJ in Hamburg. Das Thema begleitet ihn bereits seit seiner Jugend, in der er bereits eine eigene Zeitschrift herausgab.

Seit 1996 ist er Moderator und Leiter der Radiosendung „Soul Stew“ auf FSK Hamburg mit dem Schwerpunkt „Soul“ und den damit verbundenen Inhalten: aktuelle Vermarktungsstrategien und Produktionsweisen, heutige finanzielle Situation alter Künstler sowie Rassismus und Sexismus.

Wortprotokoll des Hearings

Wortprotokoll

über die 37. Sitzung des

Kinder- und Jugendhilfeausschusses

gemeinsam mit dem Sozial-, Kultur-, Kreisverwaltungs- und
Schul- und Sportausschuss

der Landeshauptstadt München

vom 02. Februar 2010

(öffentlich)

Hearing „Hassmusik“

Vorsitz i. V. StR Benker

Referent Bfm. StR Graffe

ea. Stadtratsmitglieder siehe Anwesenheitsliste

ferner Bfm. StR Dr. Küppers, i. V. Dr. Tress,
stimmberechtigte und beratende Mitglieder sowie
Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Verwaltung;

Protokoll 

Öffentliche Sitzung

Beginn: 09:00 Uhr
Vorsitz: i. V. StR Benker
Referent: Bfm. StR Graffe

StR Benker begrüßt die Teilnehmerinnen und Teilnehmer und übergibt das Wort an die Moderatorin des Hearings Frau Dr. Ortner.

Frau Dr. Ortner gibt eine kurze Einführung zum Thema und stellt die Referentin und den Referenten vor.

Frau Hantzsch und Herr Giese halten zwei Vorträge von jeweils ca. 45 Minuten Länge. Diese beiden Referate werden vom Sozialreferat, Herrn Joelsen separat dokumentiert.

Es schließt sich eine Diskussion an, in deren Rahmen die Mitglieder der Ausschüsse die Möglichkeit haben, Fragen an die Referentin und den Referenten sowie an die weiteren Podiumsteilnehmer Herrn Jetz, Herrn Joelsen, Herrn Lechner und Ltd. VDir Lueg zu stellen.

Frau Dr. Ortner: Ich darf Ihnen jetzt das weitere Podium vorstellen, damit Sie wissen, an wen Sie später Ihre Fragen richten können.

Ich beginne mit Herrn Klaus Jetz. Er ist Geschäftsführer des Lesben- und Schwulenverbandes Deutschland (LSVD), der seinen Sitz sowohl in Köln als auch in Berlin hat. Der LSVD ist die bundesweit größte Organisation von Schwulen und Lesben. Klaus Jetz arbeitet seit 15 Jahren beim LSVD. Eigentlich ist er Romanist und Historiker, übersetzt lateinamerikanische Literatur und arbeitet seit vielen Jahren als Journalist.

Herr Jetz, nach diesen beiden Vorträgen: Sie sagen, für Sie sind Aktivitäten gegen diese Musik Menschenrechtsarbeit. Können Sie uns das erläutern?

Herr Jetz: Zunächst vielen Dank für die Einladung. Ich finde es sehr wichtig, dass diese Veranstaltung heute stattfindet. Für uns, für den Lesben- und Schwulenverband und auch für mich persönlich haben die Aktivitäten gegen diese Musikrichtung zwei Dimensionen: eine menschenrechtliche und eine strafrechtliche.

Für mich persönlich sind solche Texte, auch wenn sie auf Patois gesungen werden, erst einmal eine Zumutung, und das Strafrecht hier im Land setzt da klare Grenzen. Ich kann mich nicht auf eine Bühne stellen und zu Mord und Totschlag an Lesben, Schwulen oder anderen Minderheiten aufrufen. Das verbietet das Gesetz, und daran müssen sich auch Künstler, Interpreten und Veranstalter halten. Vielleicht sieht die rechtliche Situation in Jamaika oder anderen Ländern anders aus. Wenn allerdings Künstler hierher kommen und ihre Texte singen, müssen sie sich - meinen wir - an die hier geltenden Gesetze halten. Es kann nicht angehen, dass Künstlern hier ein Forum geboten wird, die zu Hause zu Mord und Totschlag aufrufen. Sie stellen sich auf eine Bühne, singen diese Songs, die wir gehört haben, und in Regelmäßigkeit kommt es hinterher zu einer Schwulenhatz in Kingston, Montego Bay oder anderen Städten Jamaikas. Dort werden schwule Männer oder vermeintlich schwule Männer durch die Straßen gejagt, verprügelt oder erschlagen. Das kann nicht angehen, das hat alles auch eine menschenrechtliche Dimension.

Wir haben gehört, wie das Strafrecht in Jamaika aussieht. Jamaika hat ein koloniales Strafrecht, das gleiche Strafrecht, unter dem schon Oscar Wilde Ende des 19. Jahrhunderts in Großbritannien gelitten hatte. Es findet dort immer noch Anwendung. Wenn wir hier in Europa, in Großbritannien oder in Deutschland, dagegen den Mund aufmachen, nennt man es eine neokoloniale Einmischung. Wir wenden uns aber mit unseren Protesten gegen koloniales

Strafrecht. Wir meinen, es tut Not an einer gesellschaftlichen Debatte über das Thema Menschenrechte auch in Jamaika. Die Menschenrechte sind unteilbar und universell. Sie gelten in Jamaika, in Europa, sie gelten überall. Das kann man nicht relativieren, wie es z. B. Staaten wie China tun, die sagen: Wir sehen das alles anders. Wir meinen, sie sind universell und unteilbar, gelten also auch für Lesben und Schwule. Man kann da nicht zwei Messlatten anlegen.

Wir agieren bei diesen Aktionen auch nicht unabhängig, sondern halten natürlich immer Rücksprache mit dem Jamaica Forum for Lesbians, All-Sexuals and Gays (J-FLAG), dem Lesben- und Schwulenverband in Kingston. J-FLAG sagt, dass ihnen die Hände gebunden sind. Sie könnten gegen diese Interpreten nicht vorgehen, denn diese Musiker seien in Jamaika so stark und mächtig und haben einen großen Einfluss bis in die Politik hinein. J-FLAG ist sehr dankbar, wenn wir gegen sie vorgehen. Für den LSVD hat dieses Engagement 2004 mit dem Mord an Brian Williamson, einem der Gründer von J-FLAG, begonnen. In Großbritannien ist dies schon länger ein Thema, da es dort eine große jamaikanische Community gibt. Deswegen kommt die Protestwelle gegen diese Musikrichtung auch von dort.

Mir ist es wichtig zu sagen, dass dies keine Kampagne ist, die wir gegen ein Land starten oder gegen eine Kultur oder gegen Reggae. Das hat damit überhaupt nichts zu tun. Wir wenden uns in unseren Aktionen auch gegen die deutsche Hip-Hop- und Rapszene und haben auch gegen Bushido Anzeige erstattet. Wir wenden uns nicht gegen irgendeine bestimmte Kultur oder Musikrichtung, sondern gegen eine neue Welle von Homophobie auch hier in Deutschland. Seit einigen Jahren werden Homophobie, Homosexuellenfeindlichkeit und Gewalttaten gegen Lesben und Schwule leider wieder salonfähig.

Frau Dr. Ortner: Vielen Dank für dieses erste Statement.

Ich gehe weiter zu Herrn Peter Lueg. Sie sind seit 1995 Leiter der Gewerbebehörde des Münchner Kreisverwaltungsreferats. Der gelernte Jurist arbeitete zuvor lange in der Rechtsabteilung im Direktorium und ist daher sicher einigen von Ihnen bekannt.

Herr Lueg, wann kommt bei dem Thema Ihre Behörde ins Spiel, und was tun Sie dann?

Ltd. VDir Lueg: Dankeschön. Vielleicht darf ich kurz die rechtlichen Hintergründe darlegen. Wir haben es hier mit Konzerten zu tun, die in dafür vorgesehenen Konzerthallen stattfinden. Das bedeutet, dass weder eine Anzeige noch eine Genehmigung für das Konzert notwendig

ist. Wir haben aber als Ordnungsbehörde die Möglichkeit, Maßnahmen zu ergreifen, wenn wir Hinweise haben, dass Straftaten zu erwarten sind. Dann können wir im Einzelfall Anordnungen treffen. Wir könnten unter Umständen auch das Konzert insgesamt verbieten. Letzteres wäre natürlich die Ultima Ratio. Wir müssen sehr genau überlegen, welche Hinweise das sein können, welche Straftaten es sein können, und wir müssen das natürlich auch beweisen können. In diesem Fall steht natürlich Anstiftung zu Mord und Totschlag im Raum, vielleicht auch die Aufforderung, Straftaten nach § 111 StGB zu begehen. Das sind alles Aspekte, die wir berücksichtigen müssen.

Wir müssen aber auch berücksichtigen, was dem entgegenstehen kann. Da gibt es zunächst diesen Reggae Compassionate Act, den die einzelnen Gruppen unterschrieben haben. Wir nehmen zusätzlich immer Kontakt zu den Veranstaltern auf und fordern die Künstler auf, noch einmal eine Erklärung dahingehend abzugeben, dass sie im Konzert in München derartige homophobe Lieder nicht spielen werden. Diese Erklärung ist in allen Fällen unterschrieben worden. Wir hatten 2008 Konzerte von Sizzla und Bounty Killer, und im Herbst 2009 noch einmal von Sizzla im [REDACTED] gehen natürlich auch in die Konzerte und hören sie uns an. Da wir selbst die Texte nicht verstehen, haben wir beim letzten Konzert von Sizzla einen Dolmetscher mitgenommen, einen Jamaikaner, der die Sprache Patois beherrscht, und der uns bestätigt hat, dass die initiierten Texte hier nicht zur Aufführung gekommen sind. Damit haben wir keine Möglichkeit, das Konzert zu verbieten. Wir können nur Auflagen erteilen, die darin bestehen, dass wir untersagen, derartige indizierte Texte zu bringen.

Das mag etwas unbefriedigend sein, denn wir haben natürlich den Eindruck, dass die Künstler sich hier einigermaßen konform verhalten, die unproblematischen Lieder singen und Geld verdienen und zu Hause dann wieder in das alte Fahrwasser geraten und die Songs spielen, die sie eigentlich spielen möchten. Allerdings können wir die Gesinnung nicht ändern, wir müssen uns an die Fakten halten.

Frau Dr. Ortner: Vielen Dank auch an Sie für Ihr erstes Statement.

Ich darf Ihnen nun Thomas Lechner vorstellen, er sitzt heute hier für die Sicht der Veranstalterinnen und Veranstalter. Herr Lechner organisiert in seiner Konzertagentur Queerbeat für 14 Bands Tourneen. Daneben veranstaltet er bereits seit vielen Jahren den Candy Club. Von 2000 bis 2008 kümmerte er sich um das Kulturprogramm beim Münchner CSD und ist seit 10 Jahren für das Jugendkulturwerk um das Pfingst-Theatron tätig. Auch das Rathaus-Clubbing trägt seine Handschrift.

Herr Lechner, Sie sagen jeder Veranstalter trägt Verantwortung. Wie meinen Sie das?

Herr Lechner: Ich finde, dies ist ein wichtiges und schwieriges Thema. Wir haben es hier zum einen mit Kunst und künstlerischer Freiheit zu tun, und als Veranstalter bin ich damit permanent konfrontiert: Ich stelle jemanden auf die Bühne, der durchaus teilweise provozieren darf, kann, muss und will. Die künstlerische Freiheit ist sehr wichtig, und Indizierungen oder Verbote bringen da überhaupt nichts, weil sie ein Thema oft erst einmal transportieren. Ich glaube, dass es wichtig ist, sich als Veranstalter der eigenen Verantwortung bewusst zu sein. Vor jeder Bühne habe ich einen Raum beliebiger Größe, unter Umständen sehr groß, d. h., ich bringe sehr viele Menschen zusammen. Es gibt Brandschutzauflagen, weil eine Masse bewegt oder agitiert werden kann, und wir achten darauf, dass entsprechende Sicherheiten vorhanden sind. Aber eine Masse kann auch auf eine andere - sagen wir: virtuelle - Ebene bewegt werden. Das wird manchmal vergessen.

Man kann als Veranstalter nicht unbedingt jeden Künstler, jede Band usw. kennen, d. h., es muss damit anfangen, dass es entsprechende Informationssysteme gibt. Die Brennpunktveranstalter wissen genau, womit sie dealen oder ihr Geld verdienen wollen. Aber auch ein Jugendzentrum XY sollte Zugriff haben auf diese Informationen, dass ein Künstler z. B. einen rechtsextremen oder rassistischen oder homophoben Hintergrund hat. Deswegen sollte ein Veranstalter freiwillig davon zurücktreten. Das ist meine eigentliche Aufforderung. Für mich geht es darum, solche Konzerte grundsätzlich nicht zu veranstalten und diesen Musikern kein Forum und keine Bühne zu bieten - egal, wie viel Geld ich damit verdienen könnte. Das ist für mich nicht moralisch verdientes Geld, und von daher ist es irrelevant. Ich will Konzerte solcher Künstler nicht veranstalten. Ich will aber auch nicht, dass sie verboten werden. D. h., es muss eine andere Ebene geben, wo darüber hinaus Auseinandersetzungen mit diesen Künstlern und ihrem Publikum stattfinden.

Wir diskutieren z. B. darüber, beim Christopher Street Day auch einmal Reggae- und Hip-Hop-Künstler auf die Bühne zu bringen, obwohl sie in dieser Szene nicht wahnsinnig beliebt sind. Diese Geste könnte deutlich machen, dass es hier nicht um die Musik geht, sondern um die Inhalte. Genauso müssen auch anders herum in der Hip-Hop-, Reggae- und Ragga-Szene Auseinandersetzungen stattfinden und Jugendliche reflektieren, worum es da inhaltlich geht. Wenn ein Veranstalter das Terrain betritt und solch eine Veranstaltung durchführt, ist er auch in die Pflicht genommen. Möglichkeiten sind Info-Stände, Gegenveranstaltungen oder ein schwul-lesbisches Rap-Projekt als Vorprogramm zu einem homophoben Künstler.

Man sollte hier experimentieren und neue Wege gehen. Vor allen Dingen aber sollte ich als Veranstalter selbst entscheiden, von einem Konzert die Finger zu lassen, wenn ich mir nicht sicher bin, was da passiert.

Frau Dr. Ortner: Vielen Dank.

Ich gehe jetzt auf die andere Seite zu Klaus Joelsen. Klaus Joelsen ist Sozialpädagoge und war im Stadtjugendamt 14 Jahre für den Kinder- und Jugendschutz tätig. Seit Mitte 2009 ist er im Jugendkulturwerk zur Hälfte für den Bereich Jugendkultur und zur Hälfte für politische Bildung mit dem Schwerpunkt Rechtsextremismus tätig.

Klaus Joelsen, Jugendkultur wird meist thematisiert, wenn sie problematisch ist. Können Sie sagen welchen Anteil diese hier als kritisch dargestellten Bereiche in der Jugendkultur haben? Haben wir in München ein Problem?

Herr Joelsen: Ich finde es wichtig, dass diese Diskussion hier stattfindet, und ebenso das, was Thomas Lechner gesagt hat. Ich sehe dies als einen Anfangspunkt und hoffe, dass dadurch in der Folge etwas in Gang kommt, was leider in dieser Form bisher nicht stattgefunden hat.

Man nähert sich Jugendkultur immer über defizitäre Themen an. Darüber muss man sich im Klaren sein. Gleichzeitig möchte ich sagen, dass wir heute hier nur Ausschnitte aus Jugendkulturen darstellen, die natürlich überhaupt keinen Blickwinkel auf ihre Bandbreite bieten, die auch noch ganz andere Facetten hat. Das ist mir als Vertreter des Jugendkulturwerks wichtig.

Auch möchte ich darauf hinweisen, dass Jugendkultur in ihrem Wesen die Aufgabe hat, zu provozieren, sich Grenzen zu suchen und diese zu übertreten. Das gehört einfach dazu, damit müssen wir leben. Gleichzeitig - Martin Giese hat es angesprochen - wird es allerdings immer schwieriger, sich abzugrenzen und Grenzen zu finden, an denen sich die Erwachsenenwelt reibt. Das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite ist natürlich klar, dass es auch für Jugendkulturen da, wo Menschenrechte verletzt werden, Grenzen geben muss.

Frau Dr. Ortner: Vielen Dank.

Meine Damen und Herren, Sie kennen jetzt das Podium, wissen also, wem Sie welche Fragen stellen können.

Mir ist aufgefallen, dass die Art und Weise der Diskriminierung in den genannten Beispielen sehr stark auf Schwule fokussierte. Lesben kamen darin gar nicht vor. Ich finde, das wäre z. B. eine Frage an das Podium, ein Aspekt, den man berücksichtigen sollte. Ich übergebe wieder an Sigi Benker.

StR Benker: Dankeschön. Alle auf dem Podium haben sich an die zeitlichen Vorgaben gehalten. D. h., wir haben genug Zeit, das Thema hier im Stadtrat im Kinder- und Jugendhilfeausschuss zu diskutieren. Jetzt bitte ich um Ihre Wortmeldungen.

StRin Dietrich: Herr Vorsitzender, Kolleginnen und Kollegen! Zunächst einmal möchte ich mich herzlich bei all denjenigen bedanken, die dieses Hearing organisiert haben. Natürlich möchte ich mich auch bei den Referentinnen und Referenten herzlich bedanken, und ich fand es bisher auch sehr spannend.

Zusammen mit Thomas Niederbühl habe ich, Stadträtin Lydia Dietrich, den Antrag zu diesem Hearing „Hassmusik“ gestellt, weil wir hier in München einen großen Diskussions- und Handlungsbedarf gesehen haben und auch weiterhin sehen. Aufgrund von Auftritten von Bounty Killer, Sizzla und anderen haben wir in den letzten Monaten sehr heftig über diese Themen diskutiert. Ich möchte das Thema gar nicht so sehr auf einen Hallenbetreiber fokussieren - Sizzla und Bounty Killer sind auch schon in anderen Hallen aufgetreten -, aber es konzentriert sich in der Tat auf den Betreiber einer Halle. Es ist natürlich sehr bedauerlich und in der Tat auch kritisch zu sehen, wenn gerade dieser Hallenbetreiber offensichtlich nicht in der Lage ist, auch einmal darüber nachzudenken, ob es Sinn macht, was er da tut, nämlich diesen Musikern immer wieder ein Podium zu geben.

Bei Frau Hantzsch möchte ich mich ausdrücklich für ihren Vortrag bedanken. Ich fand ihn sehr spannend, auch wenn vieles davon natürlich nicht neu war. Ich fand es sehr interessant, diese Muster hegemonialer Männlichkeit noch einmal beleuchtet und analysiert zu bekommen: diese Stabilisierung von Männlichkeit mit dem Bedürfnis der Abgrenzung. Das fand ich wichtig.

Sie haben weiter gesagt, dass die Vertreter von Hip-Hop und Rap wie Bushido natürlich auch Gesellschaft sind und eingeladen werden. Zu Bushido fällt mir ein Beispiel aus der

jüngsten Vergangenheit ein. Es gibt eine Pressemitteilung bzw. einen Bericht zum Münchner Filmball vom Januar 2010, die ich gerne vorlesen möchte: Am vergangenen Wochenende bat der Bayerische Ministerpräsident Horst Seehofer den Rapper Bushido, ein Lied zu schreiben. Zitat: „Ich würde mir wünschen, dass Bushido einen Wahlkampfsong für uns macht.“ - (Heiterkeit im Saal) - Das ist das beste Beispiel dafür, dass Bushido wirklich mitten in der Gesellschaft angekommen ist.

Bushido - und jetzt wird es nicht mehr so lustig - hat 2003 einen Song mit dem Titel „Berlin“ veröffentlicht. Dieser Song steht - soweit ich jedenfalls weiß - nicht auf dem Index. Darin heißt es: „Berlin wird wieder hart, denn wir verkloppen jede Schwuchtel.“ Es gab einen Song, der 2005 auf den Index gestellt und nicht mehr veröffentlicht wurde. In diesem Text sang Bushido: „Ihr Tunten werdet vergast.“ Diesen Song bzw. Text hat er zurückgenommen. Ich bringe diese Beispiele, um zu zeigen, welches Gewaltpotenzial in den Texten vorhanden ist.

Frau Hantzsch, ich gebe Ihnen Recht, wenn Sie in Frage stellen, ob eine Indizierung das Problem löst. Es löst das Problem sicherlich nicht, weil diese Texte trotzdem gehört werden. Sie haben auch gesagt, dass es die Jugendlichen betrifft. Ich habe mir dazu ein Fragezeichen notiert, denn es betrifft auch uns. Es betrifft uns Lesben, Schwule, Transgender, Frauen, es betrifft die ganze Gesellschaft. So sehr ich verstehen kann, was Sie sagen, komme ich nicht weiter. Ich frage mich: Was mache ich jetzt als Politikerin damit?

Leider Gottes bin ich mittlerweile zur Fachfrau von jamaikanischem Dancehall Reggae, Battyman-Tunes usw. geworden. Das finde ich nicht besonders lustig, aber wenn man sich damit beschäftigen muss, dann wird man das zwangsweise. Von daher war mir auch das, was Sie, Herr Giese, dargestellt haben, nicht sehr neu. Am Schluss haben Sie gesagt, dass Verbote wie z. B. Einreiseverbote nichts bringen, und dass die Aufforderungen, den Compassionate Act zu unterschreiben, wichtig sind. Ich verstehe das alles, und es ist sicherlich richtig, aber wenn ich in der Situation bin, damit konfrontiert zu werden, dann reicht mir das als politisch Verantwortliche nicht. Was soll ich tun? Wie soll es weitergehen?

Bei Herrn Jetz möchte ich mich für seine klaren Worte bedanken. Sie haben gesagt, Sie stellen eine neue Welle der Homophobie fest. Irene Schmitt, Thomas Niederbühl und ich, wir erleben das hier in München ebenfalls. Im Zusammenhang mit diesen Auftritten führen wir gerade eine heftige Diskussion, die wirklich keinen Spaß macht. Wir erleben auch, dass diese Diskussion oder diese Angriffe auf uns Antragstellerinnen und Antragsteller zurückfallen. Wir haben damals beantragt, die Auftritte von Bounty Killer und Sizzla zu verbieten. Natürlich ha-

ben wir dementsprechend auch Pressearbeit gemacht und waren mit diesen Themen in der Öffentlichkeit. Zur Zeit werden wir massiv angegriffen, uns wird vorgeworfen, *wir* würden Hallenbetreiber verfolgen, die Kunstfreiheit nicht akzeptieren und andere Kulturen nicht tolerieren.

Es wird so getan, als gehe es um Empfindlichkeiten und Befindlichkeiten von Lesben, Schwulen und Transgendern. Aber darum geht es nicht, und ich finde es sehr bedauerlich, dass dies zu wenig gesehen wird. Es geht im Kern um Menschenrechte, um den Schutz von Menschenrechten, um den Schutz aus Artikel 1 des Grundgesetzes. Ich habe mir extra noch einmal den Kommentar des Grundgesetzes geholt und dort nachgelesen, dass auch die Kunstfreiheit des Artikels 5 nicht schrankenlos gewährt wird, sondern ihre Schranken da findet, wo höherrangige Grundrechte betroffen sind. Das ist Artikel 1, die Menschenwürde, und wann wird die Menschenwürde bitteschön verletzt, wenn nicht durch Aufrufe zu Gewalt und Mord an Menschen?

Ob es sich um Lesben, Schwule, Transgender, Migrantinnen oder wen auch immer handelt, ist zweitrangig. Hier werden die Menschenwürde und die Menschenrechte verletzt. Ich danke Ihnen noch einmal dafür, dass Sie das gesagt haben. Die Diskussion verläuft oft so, dass uns entgegengehalten wird: „Warum regt ihr euch eigentlich auf? Wenn Künstler den Reggae Compassionate Act unterschrieben haben, und wenn sie vor den Auftritten in der entsprechenden Halle zusagen, dass sie diese Lieder nicht singen, die zum Teil sowieso auf dem Index stehen, dann ist doch alles in Ordnung.“

Aber reicht mir das? Kann ich beruhigt sein, wenn diese Texte in München nicht gesungen werden? Brauchen nicht auch die Lesben, Schwulen und Transgender auf Jamaika unsere Solidarität? Muss man nicht auch hinschauen, was dort passiert? Es gibt Menschenrechtsorganisationen, die von Pogromen gegen Lesben, Schwule und Transgender auf Jamaika sprechen. Außerdem haben manche Künstler wie Sizzla den Act zunächst unterschrieben und anschließend widerrufen.

Wie Sie merken, betrifft uns dieses Thema auch persönlich. Als Frau und als lesbische Stadträtin kann ich es schwer aushalten, diese Texte zu hören und zu sehen. Ich finde es auch schwer auszuhalten, wenn wir selber angegriffen werden und so getan wird, als wären wir diejenigen, die verfolgen würden und die Bösen wären. Von daher würde ich mir wünschen, wenn von Ihnen zu diesem Thema noch ein Beitrag käme. Vielleicht könnten Sie uns

als Politikerinnen und Politiker in unserer Situation, die gar nicht so einfach ist, auch einen Rat geben, wie wir damit umgehen sollten.

Ich sehe mich in der Position, dass ich immer wieder darauf hinweisen und die Diskussion führen kann, aber ich muss auch handeln. In diesem Spannungsfeld bewege ich mich permanent. Diese Auftritte dürften eigentlich gar nicht stattfinden, nicht nur in München nicht. Diese Musiker dürften mit dieser Art von Texten hier kein Geld verdienen, wenn sie in Jamaika wieder dafür sorgen, dass die Stimmung aufgeheizt wird. Es gibt klare Tabus, und diese Tabus müssen auch entsprechend formuliert und eingehalten werden. Ich kann diese Texte nicht akzeptieren und tolerieren.

Aber wie kann man beide Strategien fahren? Auf der einen Seite können wir klar sagen: Bis hier hin und nicht weiter, das geht auf gar keinen Fall! Aber wie gehen wir auf der anderen Seite mit diesem Thema im Kontext der Jugendkultur um, und wie kann man auch diese Diskussion führen? Diese zwei Wege finden noch nicht zusammen. Ich tue mich damit sehr schwer. Vielleicht haben Sie dazu eine Idee. Vielen Dank. - (Beifall)

StRin Henn: Herr Vorsitzender, Kolleginnen und Kollegen! Ich finde es gut, dass das Stichwort Tabus kam, weil ich denke, dass dies ein Grund ist, warum diese Auseinandersetzung so schwierig ist. In der Gesellschaft sind in den vergangenen Jahren viele Tabus gefallen. Der Pädagoge Wilhelm Heitmeyer nennt das gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Mittlerweile werden in vielen Bereichen Teile der Bevölkerung mit einer großen Offenheit attackiert. Ich denke an die „Parasiten-Broschüre“ von Wolfgang Clement oder an den Begriff „Kopftuchmädchen“. Das sind Formulierungen, die ich ungeheuerlich finde, und die vor 20 Jahren nicht so geäußert worden wären, ohne dass irgendjemand reagiert hätte.

Letzte Woche war z. B. in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* ein Artikel, in dem Alleinerziehende als die Sozialschmarotzer des Landes bezeichnet wurden. So etwas passiert mittlerweile, und es gibt überhaupt keinen Aufschrei mehr. Werfen wir einen Blick auf die Männlichkeitsbilder in unserer Gesellschaft: Das Leitbild des vergangenen Jahrzehnts, also sozusagen der Heros, war bis 2007 der Banker. Gibt es denn irgendeine ekelregendere Variante von Macho als den Banker? - (Zuruf von StR Benker: Mit „a“ geschrieben, bitte! - Heiterkeit im Saal) - Ich meinte den mit „a“ und nicht den mit „e“. - (StR Benker lacht: Ich wollte nur darauf hinweisen!)

In den Verhaltensweisen an Finanzmärkten sind diese Vorstellungen von Kommen, Erobern und Unterwerfen sehr stark zu beobachten. Dieses extrem machistische Bild wird noch nicht einmal als solches wahrgenommen, hat sich aber als Leitvorstellung etabliert. Der Begriff „Leistungsträger“, der politisch sehr tragfähig ist, ist auch ein machistischer Begriff. Er hat nichts mit Fürsorglichkeit, Mitmenschlichkeit, Toleranz oder irgendeinem anderen sozialen Wert zu tun, sondern schlicht und ergreifend damit, dass jemand mehr Geld verdient und damit besser ist. Unsere Gesellschaft ist bis in solche Tiefen hinein von diesen Strukturen geprägt, und ein asozialer Umgang miteinander - nicht hier im Stadtrat - prägt den politischen Diskurs. Mal wird die eine, mal die andere Gruppe als im Grunde gar nicht zur Gesellschaft gehörend oder als überflüssig gebrandmarkt. Das verunsichert Jugendliche und wirkt sich auf ihr Verhalten aus.

Interessant ist auch das Thema der sexualisierten Sprache. Meine sechsjährigen Töchter sehen das Wort „geil“ nur noch als Synonym für „lecker“ an. Ich konnte dieses Wort mit 17 Jahren noch höchst erfolgreich als Provokation benutzen. Es ist natürlich klar, dass die Varianten, die in der Jugendkultur kursieren, noch deutlich darüber hinausgehen. Der Gangster im Rap ist von seinen Charakteristika im Grunde eine Variante des Bankers. Es gibt literarische Werke wie z. B. American Psycho, das genau dieses Motiv thematisiert und relativ viel Aufruhr verursacht hat: Welches Gewaltpotenzial steckt in der Erfolgsvorstellung, dass das Geld den Wert bestimmt, und welche Art von Fantasien löst das aus?

Das ist eine gefährliche Falle. Es ist richtig, Tabus zu fordern, sie sind essenziell nötig. Aber man kann nicht in diesem einen Bereich Tabus fordern, die in der restlichen Gesellschaft vollständig gefallen sind und nicht mehr existieren. Die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit muss sich mit der Frage des Umgangs mit bestimmten Menschengruppen und des Umgangs der Menschen untereinander auseinandersetzen.

Sehr interessant ist der Ansatz einer Abgabe an J-FLAG und einer entsprechenden Pressemitteilung. So wird nicht moralisiert, sondern einfach nur gesagt: Das sind die Bedingungen, Du kannst Dir jetzt aussuchen, ob Du das Geld in Deutschland oder das Geld in Jamaika haben willst. Du kriegst nur das Eine oder das Andere. Das halte ich für einen sehr überzeugenden Pfad. Wichtig finde ich tatsächlich eine Diskussion innerhalb dieser einzelnen Communitys, dieser einzelnen Teile der kulturellen Gesellschaft. Es gibt viele Reggae-Hörer, die sich in dem Bereich untereinander austauschen und auseinandersetzen. Das ist mit Sicherheit sinnvoller, als administrativ tätig zu werden. - (Beifall)

Frau Lässig: Herr Vorsitzender, liebe Kolleginnen und Kollegen! Ich finde es wahnsinnig schwierig, hier eine Entscheidung zu treffen, was zu tun ist. Es geht einfach nicht, dass man solche Texte zulässt. Was wäre denn, wenn sich diese Texte gegen Juden oder Muslime richten würden?

Als ich Kind war, habe ich immer irgendwelche Dinge *bis zur Vergasung* gemacht, bis ich lernen musste, dass ich dieses Wort nicht verwenden kann. Andererseits sagen meine Kinder im Alter zwischen 25 und 30 Jahren: Du spinnst, das ist doch nicht so gemeint, und Zensur bewirkt genau das Gegenteil, was wir ja auch gehört haben. Die angesprochene Idee, die Schwulenszene in Jamaika finanziell zu unterstützen, müssen wir realisieren. Irgendeine Lösung müssen wir finden. - (Beifall)

StR Benker: Jetzt habe ich noch zwei Wortmeldungen auf der Rednerliste. Anschließend würde ich gern noch einmal dem Podium das Wort erteilen, um in einer Runde erste Antworten zu bekommen.

StRin Schmitt: Herr Vorsitzender, Kolleginnen und Kollegen! Ich möchte dafür danken, dass das Hearing mit dieser wirklich hochqualifizierten Besetzung auf dem Podium und bei den Vortragenden zustande gekommen ist. Ich denke, dass uns das sehr viel an Informationen gebracht hat, zumindest denjenigen, die sich in der Materie nicht so gut auskennen wie Frau Dietrich.

Als das Hearing anberaumt wurde, hatte ich den Eindruck, dass auch innerhalb des Stadtraates die Frage aufkam, ob wir dieses Hearing wirklich brauchen, und dass teilweise Desinteresse festzustellen war. Vielleicht ist sich der eine oder die andere, die jetzt diese Vorträge gehört haben, ein bisschen darüber klar geworden, dass es hier nicht darum geht, dass ein paar Rapper über diese Themen singen und das eben Teil der Jugendkultur ist. Ich möchte ausdrücklich dafür danken, dass das deutlich gemacht worden ist.

Herr Joelsen, Sie haben natürlich vollkommen Recht, dass es zur Jugendkultur dazugehört, sich aufzulehnen, aber in der Regel gegen die Erwachsenenwelt. Hier betreffen die Aggressionen aber genauso Mädchen, junge Lesben und vor allen Dingen junge Schwule. Insofern tue ich mich schwer zu sagen, es handelt sich um eine Jugendkultur und eine Auflehnung. Wir müssen begreifen, dass das viel weiter geht, nämlich in Richtung Verharmlosung von Gewalt gegen Lesben und Schwule, was ein viel größeres Thema ist. Gleichzeitig passiert hier ein Wiederaufkochen - das haben Sie uns in den Vorträgen toll dargelegt - dieser Männ-

lichkeitsstrukturen, ein Verherrlichen dessen, was politisch nicht mehr korrekt ist. Es ist wichtig, den Anfängen in Führungszeichen - es sind eigentlich keine Anfänge mehr - etwas entgegenzusetzen.

Ich glaube - und das hat sich heute auch in den Vorträgen der Fachleute gezeigt -, dass weitergehende Indizierungen nicht sehr viel bringen würden. Begeistert hat mich die Idee einer Kooperation mit J-FLAG. Es geht nicht, sich in Europa hinzustellen und so zu tun, als würde ich die Songs aus Überzeugung nicht mehr singen und in Jamaika wieder das Gegenteil zu tun. Deswegen, Herr Lechner, haben wir und die Veranstalter eine große Verantwortung. Leider hat es in München trotz intensiver Versuche nicht funktioniert, den entsprechenden Veranstalter in die Verantwortung zu nehmen. Sein finanzielles Interesse war einfach stärker.

Ergiebig könnten Überlegungen sein, was wir mit Kinder- und Jugendhilfemaßnahmen erreichen könnten, um dieser Bewegung Halt zu gebieten. Zum Stichwort Lesben möchte ich sagen, dass ich froh bin, dass wir ausnahmsweise mal nicht im Kreuzfeuer stehen. Es wundert mich natürlich nicht, weil in einer die Männerkultur verherrlichenden homophoben Gesellschaft Lesben einfach übersehen oder totgeschwiegen werden.

StR Niederbühl: Herr Vorsitzender, liebe Kolleginnen und Kollegen! Ich habe mich so spät gemeldet, weil es mir wirklich schwer fällt, als schwuler Mann hier sachlich zu bleiben, mir solche Texte anzuhören und zu wissen, wie dagegen argumentiert wird. Einige Argumente wurden bereits genannt: Es sind nur Bilder, es ist das lyrische Ich im Song, das passiert im Rahmen der Kunstfreiheit, sei doch nicht so empfindlich etc. Dann denke ich mir, okay, man kann über alles reden, aber irgendwie fühle ich mich betroffen.

Auf der einen Seite ist es natürlich schön, wie privilegiert wir hier sind im Vergleich zu Jamaika oder anderen Ländern auf der Welt. Aber auf der anderen Seite ist es ernüchternd, zu erkennen, dass es ein Trugschluss der eigenen Community ist, zu denken, nach über 20 Jahren Schwulen- und Lesbenbewegung sei alles besser, erfolgreicher und prima, wir seien schon in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Aber das wird uns immer wieder entgegen gespiegelt. Wenn man dann konkret nachfragt nach prominenten Schwulen in Politik und Gesellschaft, dann fällt einem nach Wowereit und Westerwelle niemand mehr ein. Bei den Lesben ist es noch schwieriger, da gibt es gar keine wirklich prominenten Lesben in Politik und Gesellschaft. Dieses Vorurteil, wir seien jetzt überall, wir könnten jetzt heiraten, also hätten wir keine Probleme mehr, macht das Ganze so schwierig.

Natürlich ist es am einfachsten, im Kontext dieser Musik auf Homophobie zu schauen, aber es ist ein Spiegel unserer Gesellschaft, in der immer noch hierarchisiert wird. Die Lebenspartnerschaft von Schwulen oder Lesben wird toleriert, aber wir dürfen nicht die Ehe eingehen und keine Kinder adoptieren. Das Gefälle soll also schon bestehen bleiben. Das ist die breite Basis für diese Spitze, die sich dann so ausdrückt. Klar ist es schick, gegen die Political Correctness mit Regelverstößen vorzugehen. Das war schon immer so, aber heute regt sich keiner darüber auf.

Stattdessen müssen wir uns rechtfertigen, Lydia Dietrich hat es deutlich gemacht. Da heißt es dann: Ihr seid doch immer für Toleranz, dann müsst ihr eben auch tolerant sein gegenüber dem, was da im Rahmen der Jugendkultur gesungen wird. Das fällt mir schwer, und ich merke nach all unseren Aktionen im letzten Jahr, wie schwierig es ist, politisch und rechtlich etwas zu tun. Die Fachleute sagen, Indizierung und Verbot brächten nichts. Andererseits will ich etwas, das strafrechtlich relevant ist, nicht hören. Das ist letztendlich auch eine Wertediskussion über werthafte Tabus in unserer Gesellschaft, die man führen müsste.

Der andere Blick richtet sich in unsere eigene Community. Auch wir müssen schauen, wie wir mit diesen Normalisierungswünschen und mit der Realität tatsächlich umgehen. Wenn Herr Lechner vorschlägt, der CSD sei ein gutes Forum zu zeigen, dass es uns nicht darum geht, eine bestimmte Musikrichtung oder Kultur in die Ecke zu stellen, dann ist das ein sehr guter Ansatz. Ich fände es auch gut, bei solchen Konzerten vor dem [REDACTED] zu stehen und zu protestieren. Aber da ist die Community relativ träge, weil man nicht richtig weiß, wer das versteht und welche Auswirkungen das letztlich hat.

Wir stehen auf der politischen Ebene am Anfang mit der Frage, was wir als Stadt real tun können, und ebenso stehen wir in der Community am Anfang. Ich hoffe, dass das Hearing für die Vertreter, die heute hier sind, ein deutlicher Anlass ist, sich dem Thema zu stellen. Denn ich möchte mir diese Songs nicht länger anhören, und ich finde, München darf solchen Hass-Songs keine Bühne stellen. Wir müssen gemeinsam schauen, wie wir das hinkriegen. - (Beifall)

StR Benker: Vielen Dank. Ich hatte zwar gesagt, dass wir jetzt auf das Podium zurückgehen. Es gibt aber noch eine Wortmeldung aus dem ehrenamtlichen Stadtrat. Ich würde sie jetzt noch drannehmen und anschließend wieder dem Podium das Wort erteilen.

StRin Burkhardt: Ich fasse mich kurz. Liebe Frau Kollegin Dietrich, es ist sicherlich nicht Desinteresse, sondern einfach mangelndes Wissen, denn die Musikrichtung gefällt mir nicht. Deswegen ist dieses Phänomen an mir vorbeigegangen, und ich habe mich auch mit ihren Inhalten nicht auseinandergesetzt. Ich denke, das geht vielen anderen auch so.

Zum Thema Hassmusik gehört sicher auch die rechtsradikale Musik, und damals in der Diskussion hatten wir das auch angesprochen. Wenn ich mir die heutigen Vorträge anhöre - und ich höre u. a. von Vergasung von Homosexuellen - ist es sicherlich ein Bereich, der in diesen Zusammenhang gehört. Es wäre interessant gewesen, auch diese Musik in das Hearing mit aufzunehmen. Wir hätten sie gerne als Teil der Diskussion gehabt, und es hieß damals auch, man überlege, ob man sie mit aufnehme, aber das ist einfach untergegangen.

Im Bereich rechtsradikaler Musik finden viele Informationsveranstaltungen vom Kreisjugendring für Jugendliche und Eltern statt. Ich persönlich kann mich nicht erinnern, dass für die heute behandelte Art von Musik Informationsveranstaltungen im Jugendkulturbereich stattfinden. Ich halte sie aber für dringend erforderlich. Egal ob die Texte von Schwulen oder Lesben handeln, von Menschen mit Migrationshintergrund oder mit Behinderung -, wenn sie menschenverachtend sind, dann sind wir alle betroffen. Deshalb sollte man auch alle Facetten behandeln - darauf lege ich Wert -, und ich würde vom Jugendamt gerne wissen, ob es in diesem Bereich auch Fortbildungsveranstaltungen gibt.

Ich nehme an, die Kollegen haben auch alle das Fax von [REDACTED], dem Betreiber des [REDACTED], bekommen. Wir haben es gerade gekriegt; es sei eine Veranstaltung, die abgesagt werden müsse. - (Unruhe und Zurufe) - Habt Ihr es nicht gekriegt? Es kam heute Morgen mit dem Vorwurf, dass kein Kontakt stattgefunden hätte, sie nicht einbezogen worden wären und deshalb hier nur eine einseitige Information stattfinde. Ich denke, nachdem gerade [REDACTED] diese betroffene Veranstaltung ist, wäre es günstig gewesen, wenn dieser Herr auch hier gewesen wäre. Auf diese Art und Weise stellt er sich als Unschuldigen hin und ist nicht Gesprächspartner.

Ich fand es sehr gut, dass ich hier heute erfahren habe, welche Möglichkeiten es gibt. Nichtsdestotrotz läuft diese Schiene natürlich weiter. - (Beifall)

StR Benker: Die Kritik, dass das [REDACTED] nicht eingeladen worden sei, können wir nicht teilen, denn wir haben die Veranstalterseite auf dem Podium. Ich würde gerne das Wort an das Podium zurückgeben und bitten, zu der Kritik Stellung zu nehmen.

Herr Lechner: Ich kann gerne auf die verschiedenen Beiträge eingehen. Zum Thema Rechtsmusik nur ein Wort: Es gab im letzten Jahr ein großes Seminar im Feierwerk. Ich glaube, es waren 80 Veranstalter. Da wird relativ viel getan. Ich fand es schlaue, es heute herauszunehmen, denn bei der „Rechtsmusik“ gibt es etwas anderes. Da wird eine Strategie gemacht, in verschiedene Musikrichtungen Einzug zu halten - von Hip-Hop über Gothic. Es funktioniert überall ein bisschen anders. Man muss sehr genau darauf schauen. Dahinter stecken Menschen, die bewusst Strategien entwickeln, um Einzug in diese Jugendkulturen zu finden. Das Phänomen ist ein bisschen ein anderes als das, was wir bei Reggae und Hip-Hop haben, wo es bestimmte Jugendkulturen sind. Deshalb finde ich die Trennung richtig. Das sind zwei verschiedene Paar Stiefel für mich.

Zum Thema Texte, warum ich vehement gegen jegliche Art von Verboten bin: Seit Hunderten von Jahren gibt es die Frage, was Kunst darf und was nicht. Eine eigene Erfahrung aus meiner Geschichte, als ich im [REDACTED] gearbeitet habe: Das erste Mal, als ich mit dem Thema konfrontiert war, liegt mittlerweile 15 Jahre zurück. Es war ein Konzert der Cannibal Corpse, ein sogenannter Death Metal, wo die Veranstaltung verboten werden sollte. Ich habe davon gar nichts gewusst, auch nicht, worum es geht. Dann kamen die ganzen Texte. In denen geht es exzessiv und explizit um Nekrophilie. Das Konzert hat unter Auflagen stattgefunden. Ich habe auch für mich dort eine überraschende und interessante Beobachtung gemacht:

- a) Das Alter des Publikums lag bei etwa 16 bis 20 Jahren.
- b) Obwohl die Texte furchtbar grauslich und nicht zum Anhören waren, haben die vor sich hingetanz und sich entschuldigt, wenn sie an ihre Nachbarn angestoßen sind.

Das heißt, es gibt ganz klare Mechanismen, wo Provokation und das Ausleben von Fantasien in der Pubertät heilsam sein können. Ich finde es nicht toll. Ich habe mich in der Pubertät weder mit Nekrophilie noch mit anderen Gewaltformen auseinandergesetzt. Aber es gibt so etwas, und es gibt auch Untersuchungen dazu. Es führt nicht unbedingt dazu, dass sich Menschen in einer bestimmten Phase, vor allem wenn sie jung sind, sich so oder so verhalten. Das finde ich ganz wichtig.

Wir reden hier immer von Subkulturen und Hochkulturen. Das führt auch zu dem Thema, wo man etwas machen kann oder nicht. Wenn ich schaue, wie Gelder verteilt werden, mit denen Kultur unterstützt wird, so ist zu erkennen, dass ein Vielfaches in die Hochkultur fließt, also in

Oper, klassische Konzerte usw. Die Subkultur impliziert, dass die Subkultur etwas Kleineres, Unteres, Minderwertiges, nicht so Wichtiges ist. Die heutigen Vorträge zeigen aber, dass Subkulturen ein Teil unserer gesellschaftlichen Auseinandersetzungen sind. Jugendliche artikulieren und entwickeln sich darin.

Meiner Meinung nach ist ein ganz entscheidender Punkt die Änderung der Subventionspolitik. Das heißt, dass man viel mehr schauen muss, wo solche Jugendkulturen sitzen, wie sie sich artikulieren und wo man bestimmte Ausdrucksformen unterstützen kann. Wo kann man nicht nur sagen, man übt Druck aus, indem man Geld wegnimmt, sondern wo kann man Gelder umverteilen und sagen: wenn ihr die Art von Veranstaltung macht und die und die Jugendlichen holt? Da besteht meines Erachtens ein politisches Defizit, aktiv heranzugehen, z. B. mit der Kollegin, die diesen fantastischen Vortrag gehalten hat, Workshops und andere Dinge macht und einen ganz anderen Bezug zu den Jugendlichen sucht. Das kostet aber Geld. Ein Veranstalter, der ein solches Konzert veranstaltet, weil er damit Geld verdienen will, wird nicht von sich aus dieses Risiko eingehen und ein Forum organisieren, wenn ein finanzielles Risiko besteht und er nichts davon hat. Es muss auch Politik usw. Hand in Hand gehen.

Entschuldigen Sie, dass meine Ausführungen etwas länger werden, aber es hat sich einiges aufgestaut. Moral und Doppelmoral sind für mich auch ein Thema. Ich muss konkret auf [REDACTED] eingehen, da sehr viel argumentiert wird, dass der Candy Club, den ich seit elf Jahren betreibe ... Zum Hintergrund: Es ist eine schwul-lesbische Party, angefangen im [REDACTED]. Ich habe tatsächlich die einmalige Gelegenheit bekommen, mit meiner schwul-lesbischen Veranstaltung, die ganz anders ist, als die Üblichen und ganz andere Musiken anbietet, im [REDACTED] zu beginnen. Ich war dort vier Jahre, bin dem [REDACTED] auch sehr dankbar dafür. Ich kann aber heute nicht sagen, weil der Candy Club dort angefangen hat, kann ich solche anderen Sachen auch machen. Das ist für mich eine Moral, die nicht greift. Ich selber in persona bin nicht schwulenfeindlich und ein Großteil meines Publikums auch nicht. Trotzdem kann ich solche Veranstaltungen nicht durchführen. Da muss ich mich einfach zurückziehen und sagen, dass das gegen den guten Geschmack, gegen die Ehre, gegen mein Selbstverständnis ist. Es gibt einen moralischen Grenzpunkt, bis zu dem ich Dinge mitmache.

Zu der Selbstverantwortung mit den Veranstaltern: Das Veranstaltungsgewerbe ist wie alles in der Krise. Man hat große Risiken und verliert mit einem Konzert leicht das Zehnfache an Geld, das man mit einem gut laufenden Konzert einnimmt. Ganz so einfach ist es also nicht.

Die betriebswirtschaftliche Rechnung gibt es natürlich, und es gibt auch einen Konkurrenzkampf. Ich glaube, dass es schon sehr wichtig ist, dass man auch eine Veranstalterszene in München unterstützt, ihr den Rücken stärkt und Möglichkeiten anbietet. Ich habe vorhin auf Netzwerke, Informationsnetzwerke hingewiesen. Es gibt so etwas wie eine Eigeninitiative, nämlich eine Selbstverpflichtungserklärung von Veranstaltern, die ich mit Sicherheit unterschreibe, bestimmte Dinge nicht durchzuführen - also auch da die Runde zu machen, dass möglichst viele Veranstalter das tun, also ein breiteres Selbstverständnis herzustellen und den finanziellen Druck herauszunehmen. Das durchzudiskutieren wäre wichtig. Es wäre unser eigener Compassionate Act - derjenigen, die Kulturveranstaltungen durchführen. Das ist eine Möglichkeit. Aber auch da brauchen wir Unterstützung. Am Ende ist es sehr oft das Geld, das entscheidet. Es geht viel verloren mit einem Minuskonzert. Da braucht man zehn gute Konzerte, um das verlorene Geld wieder einzuspielen. Es ist die nackte Realität - das stimmt leider auch. - (Beifall)

Herr Jetz: Konkret zu der Frage, was zu tun ist und welche Lösungen es gibt: Ich denke, man muss beides tun. Man muss den Druck aufrechterhalten. Man darf ihn von den Veranstaltern nicht wegnehmen, sobald homophobe Auftritte oder Konzerte von homophoben Interpreten geplant sind. Man sollte die Medien, die Behörden und die Politik vor Ort einschalten. Die schwul-lesbische Community muss aktiv werden. Wir müssen sehen, dass wir das Thema auf eine breite Grundlage stellen. Homophobie ist ein Problem, das alle angeht. Man muss sich fragen: Will ich in einer solchen Gesellschaft leben? Das kann man nicht bei Lesben und Schwulen abladen.

Das Gleiche gilt für das Problem Rassismus. Das geht alle an. In welcher Gesellschaft wollen wir leben? Wir müssen Bündnisse schmieden und Allianzen bilden, um gegen Homophobie vorzugehen. Wir brauchen in Deutschland beispielsweise auch einen nationalen Aktionsplan gegen Homophobie; denn wenn wir einen nationalen Aktionsplan gegen Rassismus haben, brauchen wir auch einen gegen Homophobie. Die Stadt Berlin hat beispielsweise ein Aktionsbündnis gegen Homophobie ausgerufen. Das böte sich auch für andere Kommunen an, auch für München. Warum soll man das nicht politisch auf eine breite Grundlage stellen? Es braucht eine gesellschaftliche Debatte. Gleichzeitig muss der Druck aufrechterhalten werden, um zu sehen, dass etwas bewegt werden kann. Es muss ein Umdenken stattfinden bei den Interpreten. Die merken es am ehesten, wenn es gegen den Geldbeutel geht. Dieses Umdenken wird dann auch langfristig in Jamaika etwas verändern. Es hat sich ja schon einiges geändert. Die Medien berichten über die Themen, weil es in London, in Deutschland, in Spanien und überall zu Aktionen gegen diese Musikrichtung kommt. Da ist ganz klar die Re-

gierung vor Ort gefordert, sich endlich Gedanken zu machen, um als Politiker, als Gesetzgeber dieses unsägliche Strafrecht endlich zu reformieren. Das wäre der Anfang. Wenn erst einmal das Strafrecht entrümpelt ist, wird sich auch langfristig gesellschaftlich etwas verändern. Aber die Politik muss den ersten Schritt tun. Für die Leute wird es wahrscheinlich schwierig, den ersten Schritt zu tun.

Ltd. VDir Lueg: Es wurde sehr viel von Tabubrüchen gesprochen. Wenn wir die Texte gelesen haben, merken wir, das ist in der Tat so. Wenn man sie nur hört, versteht man sie gar nicht. Selbst im Deutschen hat man Schwierigkeiten, sie zu verstehen. Aber wir haben die Texte lesen können. Teilweise sind sie schon erschreckend. Herr Lechner, sie haben Cannibal Corpse angesprochen. Es war 1996. Auch das waren Tabubrüche. Wir haben damals sehr genau überlegt, was wir tun werden, und Auflagen erlassen, auch ein Jugendverbot. Die Gerichte schauen sich so etwas immer sehr genau an. Tabubrüche hin oder her, letztlich geht es darum, ob Straftaten zustande kommen. Wenn das nicht der Fall ist, hält ein solches Verbot nicht. Selbst die Auflagen haben nur zum Teil gehalten. Das ist die Situation, in der wir uns auch heute befinden.

Ich meine, es muss tatsächlich die Gesellschaft tätig werden und sagen: Wir wollen diese Leute nicht hören, auch wenn sie sich konform verhalten, aber wir gehen nicht hin und geben denen Geld, das sie dann zu Hause ausgeben, um Menschen zu schikanieren. Das ist ein gesellschaftliches Problem und keines, das wir mit Strafrecht und Veranstaltungsverböten regeln können.

Herr Giese: Wir wollen diese Leute nicht hören, lautete eben ein Satz von Ihnen. Da müssen Sie fragen, wer das sagt. In München werden Sie eine Reihe von Leuten treffen, die sagen: Ja, genau das will ich hören, ich freue mich auf Sizzla oder T.O.K. Ich finde, das ist etwas einfach. Es wurde gefragt: Nicht indizieren, oder was sollen wir tun? Ich kann nur wiederholen: Für mich ist der Punkt, wem wollen wir helfen? Was ist unser Ziel, wenn wir agieren? Wollen wir es totschweigen? Wollen wir die Situation auf Jamaika in einer gewissen Weise beeinflussen? Da wäre der Vorschlag, nicht nur Geld abzuzweigen, sondern das auch dort öffentlich zu machen. Wollen wir uns mit den Hörern der Musik hierzulande auseinandersetzen? Das ist der Hinweis, warum ich für ein reines Indizieren eigentlich nicht bin. Letztendlich baut man Missverständnisse auf, die eigentlich nicht sein müssen. Nachher haben wir eine Situation, dass Reggae-Hörer - sehr platt gesagt - homophob werden, weil sie das Gefühl haben: Ihr macht unsere Reggae-Musik schlecht und sorgt dafür, dass die nicht mehr kommen. Darum meine ich, so eine ganz einfache Lösung gibt es nicht, eine Auseinanderset-

zung auf der Ebene für Leute, die aktiv werden, dass sie auch Interesse an der Kultur haben, man also auch Leute findet, die das darstellen und Beispiele nennen können.

In einem anderen Redebeitrag wurde gesagt: Wie wäre es, wenn es gegen die Jugend oder gegen dich ginge als Fahrradfahrer, als Baseballkappenträger? So viel zum Thema, warum ich gegen Indizierung bin. Es ist letztlich eine Beruhigungspille, um sagen zu können, wir haben etwas gemacht. Ich bin ganz ehrlich, ich gehe dann in „google“ rein und sage, den Song will ich wirklich mal hören. Ich finde den und jeder andere auch.

Frau Hantzsch: Ich kann nicht beantworten, was getan werden kann. Ich kann nur sagen, was ich mache und mich betrifft. Vielleicht kann man mich als Repräsentantin dieser Subkultur verstehen, die auf mehreren Ebenen wirkt. Ich bemühe mich im Hip-Hop einen queer-feministischen Ansatz breitzumachen. Ich mache mich damit auch immer wieder angreifbar als nicht heterosexuelle Person. Das nehme ich gerne in Kauf. Ich will aber auch die Öffentlichkeit dafür. Ich will dann auch gehört werden und halte mein Gesicht für dieses Thema hin. Ich habe deswegen auch einige Probleme in der Szene, aber das ist in Ordnung. Ich bin hier, um diesen Input zu geben. Ich bin auch an anderen Orten, um diesen Input zu geben und nutze diese Öffentlichkeit.

Der flächigste Aspekt ist die pädagogische Arbeit mit Jugendlichen. Es gibt tolle Strategien, um Jugendliche darauf hinzuweisen, was eigentlich passiert. Das muss finanziert werden. Der Träger, für den ich arbeite, sitzt vor leeren Töpfen. Meine Stelle ist gesichert, die operativen Mittel aber nicht. Das heißt, ich kann viele Berichte schreiben, werde aber keine Jugendlichen mehr treffen. Sie kennen das Problem, und jede Person, die hier sitzt und etwas machen will, wird vermutlich auf das Geld hinweisen. Das ist sicher alles sehr ermüdend und inflationär, aber es ist einfach der Punkt.

Um zwei Beispiele zu nennen für andere, die in pädagogischen Kontexten wirken: Eine Möglichkeit ist es, Leute aus der Szene zu holen, sie pädagogisch zu schulen, ihnen die Möglichkeit zu geben, eine Anbindung zu schaffen und einen Dialog mit Jugendlichen zu eröffnen. Ein konkreter Vorschlag ist, die Beats wegzunehmen und die Texte zu verschriftlichen. Dann gibt es nämlich nichts mehr zum Mitnicken, wo man sagen kann, es klingt ganz cool. Eine konkrete Konfrontation mit solchen Inhalten ist wichtig, auch in schulischen Zusammenhängen. Wozu haben wir Ethik und Deutsch? Es müsste überfachlich sowieso viel mehr unterrichtet werden. Diese Trennung ist furchtbar. So werden die ganzen Zusammenhänge nicht erkannt. Es sollte nicht das Web benutzt werden, um Schiller und Goethe „nachzurappen“,

sondern um sich anzusehen, was passiert, womit Jugendliche groß werden. Diese Normalität darin ist so etwas von selbstverständlich, dass es erschreckend ist. Keiner springt mehr auf. Das ist das, was ich mache. Mein Vorschlag wäre, die finanziellen Mittel lockerzumachen, weil es ein Problem wird. Strafverfahren kosten auch alle Geld. Es ist zwar schwierig, das gegeneinander zu kalkulieren, aber wir können uns das mittelfristig sparen, wenn es eine andere Haltung auf Seiten der Rezipienten, der Hörer, der Jugendlichen gibt. Das ist ganz einfach. Das ist sehr aufwendig, aber es ist da. Man darf es nicht ausschalten und verharmlosen.

Es ist alles sehr aufwendig. Das ist mir völlig klar. Aber deswegen wird nicht weniger wichtig, breit gesellschaftlich zu skandalisieren und nicht von Schwulen und Lesben zu erwarten, dass sie sich darum kümmern. Wie gesagt, es betrifft alle. Natürlich muss auch der LSVD voran, um sich damit zu befassen. Aber es müssen auch alle anderen Institutionen ran, die sich mit Zivilgesellschaft befassen, auch auf politischer Ebene. Das zu verteilen und zu sagen, wir haben Rassismusprobleme, also fragen wir die Migranten dazu, weil die wissen, wie so etwas ist und wie sich so etwas anfühlt, das ist nicht der Punkt. Dafür gibt es eine Gesellschaft. Es kommt zwar sehr metamäßig und groß um die Ecke, aber so gestaltet sich Gesellschaft.

Ich würde noch gerne etwas zu der Frage von Frau Dr. Ortner sagen, warum die Lesben nicht auftauchen. Es ist ein ganz wesentlicher Aspekt, und das lässt sich einfach erklären. Sie sind nicht interessant, sofern sie nicht heterosexuell als lesbisch Inszenierte in Pornografie auftauchen. Damit sind wir wieder bei der Geschlechterrollenverteilung. Sofern die Lesbe sich nach ihrer lesbischen Aktion wieder heterosexuell betätigt, ist das in Ordnung, alles andere ist einfach nicht relevant. Das ist ganz einfach. Deswegen taucht es im Hip-Hop auch nicht auf. - (Beifall)

Herr Joelsen: Mir ist wichtig, darzustellen, welche Aspekte wir in dieser Diskussion aufführen. Ich denke, das ist wichtig, um sich klar zu werden, warum diese Diskussion auch immer so emotionalisiert ist. Wir müssen Sachen auseinanderhalten. Das eine ist die rechtliche Schiene. Wenn Künstler herkommen und unterschreiben, dass sie das nicht spielen, dürfen sie rechtlich auftreten. Die zweite Schiene ist eine moralische. Darüber müssen wir auch diskutieren. Wir müssen das fein trennen, vielleicht klappt dann die Diskussion besser. Wir haben also die rechtliche Schiene - die unterschreiben, einen Reggae Compassionate Act. Sie singen nichts Indiziertes oder sie unterschreiben, sie singen keine homophoben Lieder. Dann dürfen sie rein rechtlich auftreten.

Die zweite Schiene ist: Eine Veranstaltung mit solchen Gruppen, wenn man weiß, dass sie in Jamaika genau diese Lieder singen? Das ist die moralische Seite, über die wir reden müssen. Diese muss auch dringend thematisiert werden. Die dritte ist die jugendkulturelle Schiene. Es ist wichtig, mit Leuten aus der Szene zu arbeiten, die Akzeptanz haben. Nora Hantzsch arbeitet bei *cultures interaktiv*. Schauen Sie sich einmal im Internet dieses fantastische Projekt an! Wenn wir das in München auf die Füße stellen könnten, wäre es gigantisch. Aber es kostet Geld.

Es wurde auch gefragt, was das Jugendamt in dem Bereich macht. Ich mache natürlich im Bereich rechtsextreme Jugendkulturen Fortbildungen. Ende des Jahres habe ich einen Versuchsballon gestartet mit einem Rapper aus Neuperlach. Ich war mit dem Rapper in Neuperlach an der Hauptschule. Er ist in Neuperlach bekannt und hat auch schon CDs aufgenommen. Es sind heftige Texte. Ich weiß nicht, ob er heute da ist. Eingeladen habe ich ihn. Er hat in der Schule sehr authentisch über sein Leben erzählt. Ich bin da dabei. Er ist im wahren Sinne des Wortes ein Gangster-Rapper, denn er war zwei Jahre im Knast. Dabei hat man Zugänge zu Kindern und Jugendlichen; es ist der Wahnsinn. In eineinhalb Stunden kommt man diesen Jugendlichen nah wie sonst nie. Sie wollen sich nachher mit dem Künstler fotografieren lassen. Im zweiten Projekt war geplant, mit ihm auch einen Song aufzunehmen. Er hat das von sich aus schon angeboten. Das wollte ich aber nicht, denn er bekommt kein Geld dafür. Damit bin ich beim nächsten Punkt: Ich habe für das Ganze kein Geld! Aber doch ist es ein Ansatz. Genau das hier Beschriebene ist die Chance, Leute aus der Szene anzubinden, Authentizität zu schaffen und über die jugendkulturelle Szene mit Leuten, die sich in der Szene auskennen, an Jugendliche heranzukommen.

StRin Dietrich: Herr Vorsitzender, Kolleginnen und Kollegen! Frau Burkhardt möchte ich von unserer Seite als Antragsteller sagen: Wir haben ganz bewusst als Zielgruppe hauptsächlich Lesben, Schwule und Transgender gemeint. Wir haben es bewusst gemacht, weil wir der Meinung sind, dass es wichtig ist, genau da hinzusehen und es nicht durch ein Ausweiten beliebiger werden zu lassen. Das Thema rechtsradikale Musik verdient mit Sicherheit ein eigenes Hearing. Aber wir haben gesagt, wir wollen nicht alles in einen Topf werfen. Das wird schwierig in der Diskussion. Wir wollen einen klaren Fokus auf das Thema homophobe Musik. Es hat sich heute gezeigt, welcher Handlungs- und Diskussionsbedarf besteht. Ich glaube, es hätte den Rahmen gesprengt. Dennoch ist es richtig, dass auch dieser Themenbereich ein wesentlicher und wichtiger ist und auch dazu etwas stattfinden muss. Das ist keine Frage.

Ich möchte noch etwas zu dem nationalen Aktionsplan, den Berlin gemacht hat, sagen: Wir haben uns gefragt, ob wir so etwas Ähnliches in München diskutieren sollen. Wir haben in München eigentlich ein sehr gutes Netzwerk. Es gibt die Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen. Diese leistet eine hervorragende Arbeit. Sie hat nicht nur dieses Hearing vorbereitet, sondern wirkt insgesamt sehr intensiv in die Szene hinein, macht Fortbildungsveranstaltungen in Referaten und organisiert Aktionen mit Schulen. Es gibt einen runden Tisch für Lesben, Schwule und Transgender, wo auch Stadträte, die Referate, die Verwaltung teilnimmt. Er findet sich regelmäßig zusammen. Wir haben auch einen Szenestammtisch und wir haben Referate, die uns sehr unterstützen, z. B. das Sozialreferat, das immer dabei ist und sehr hilfreich ist, wenn es darum geht, nicht nur in Sachen Gleichstellung weiterzukommen, sondern auch in Sachen Anti-Diskriminierung. Auch das Schulreferat ist immer wieder bereit, Aktionen an Schulen durchzuführen. Von daher gibt es in München eine ganze Reihe von Aktionen, ein wirklich gutes Netzwerk.

Ich habe mich mit meinen Kollegen Irene Schmid und Thomas Niederbühl abgesprochen, wir haben darüber beraten, ob. Ich habe bewusst in meinem ersten Redebeitrag gesagt: Ich möchte jetzt diese eine Halle, in der diese Konzerte stattgefunden haben, nicht explizit ins Feuer nehmen, weil auch in anderen Hallen entsprechende Konzerte stattgefunden haben. Ich muss das aber jetzt zurücknehmen, weil heute Morgen vom [REDACTED] ein Mail angekommen ist. Frau Burkhardt hat darauf hingewiesen. Das können wir so nicht stehen lassen. Das Mail wurde an den Oberbürgermeister und an alle Stadträte der Landeshauptstadt München geschickt. Ich zitiere daraus:

"Wir müssen befürchten, dass dieses Hearing nicht nur in unseren Augen äußerst undemokratisch und vor allem unrechtsstaatlich verlaufen wird, sondern hier erstmals ein einseitiges und absolut verfälschtes Bild ganzer Jugendkulturen und Musikszenen dargestellt wird. Es wurde weder das für diesen Sachverhalt eigentlich kompetente Kulturreferat einbezogen, noch betroffene Veranstalter und Vertreter der Musikszene, die hier in der drastischen Kritik stehen. ... Vielmehr kommen bei diesem überwiegend Vertreterinnen von bestimmten, eher fundamentalistisch agierenden Verbänden zu Wort," - ich gehe davon aus, dass wir damit gemeint sind - "die unserer Ansicht nach nicht einmal mehr die Meinung ihres eigenen Klientels vertreten."

Dazu fällt uns nichts mehr ein. Das wollte ich Ihnen und vor allem unserem Klientel nicht vor-enthalten. - (Beifall)

StR Benker: Zunächst hat Herr Schnitzlbaumer das Wort. Dann hat Frau Dr. Ortner noch Fragen, wie der Stadtrat weiter mit dem Thema umgehen kann. Sie wird diese Frage noch kurz an das Podium weitergeben.

Herr Schnitzlbaumer: Herr Vorsitzender, meine Damen und Herren! Es ist das Stichwort gefallen von der Auseinandersetzung mit den Hörern dieser Musik. Wir sollten natürlich auch die Hörer von rechtsradikalen Nazisongs und dergleichen mit in den Blick nehmen. Ich will es nicht herunterreden. Ich habe heute vieles gehört, was uns in der drastischen Art nicht so bewusst war. Das muss ich zugeben.

Im Alltag findet die Auseinandersetzung in unseren Jugendeinrichtungen vor allem z. B. mit Rap statt, gerade mit deutschem Rap und seinen Texten, die eher frauenverachtend sind und knapp an der strafrechtlichen Grenze liegen. Es ist dann immer eine Frage der künstlerischen Freiheit. Aber auch den alltäglichen homophoben Umgang oder Macho Style haben viele Männer in den Einrichtungen der Freizeitstätten des Jugendrings drauf. Das ist die tägliche Auseinandersetzung, die die Kolleginnen und Kollegen leisten müssen. Wir werden uns schon dieser „Musikgeschichte“ annehmen. Aber unsere Auseinandersetzungen in fachlicher Weise gehen generell eher in Richtung Geschlechterrollen und beziehen sich nicht so sehr auf bestimmte Musikrichtungen. So wie ich es heute gehört habe, stellt diese spezielle Musikrichtung eine Unterabteilung des Reggae dar. Das spielt in unseren Einrichtungen nicht die Rolle wie frauenverachtende Raptexte oder Nazi-CD's, die nicht nur von Organisierten eingeworfen, sondern auch gehört werden. Sich mit Leuten, die so etwas schick und geil finden, auseinanderzusetzen, das ist der Job, den wir machen. Danke.

Frau Dr. Ortner: Ich führe das Thema wieder eng zurück auf die Fragestellung von heute; denn das Hearing soll den Zweck haben, dass Sie, verehrte Stadträtinnen und Stadträte, überlegen können: Was machen wir als Nächstes? Wie machen wir weiter? Ich beginne mit Frau Hantzsch. Wir haben schon etwas über Tabus und Tabubrüche gehört. Ich möchte genau nachfragen:

Welche Bedeutung hat diese Lust am Tabubruch bei den Jugendlichen, wenn sie solche Sprüche loslassen und Sprachumdeutungen mitnehmen, wie "Bitch" von Hure bis hin zu Lautmalerei. Welche Bedeutung hat die Lust am Tabubruch in diesem Feld, und was bedeutet es für die pädagogische Praxis?

Frau Hantzsch: Ich finde den Tabubegriff etwas schwierig. Tabus aufrechterhalten bedeutet, dass es etwas gibt, worüber man nicht spricht. Genau das muss aber passieren. Es gibt zwei unterschiedliche Perspektiven auf den Tabubegriff. Jugendliche reißen diese Grenzen ein, um einfach da zu sein. Es gibt zwar einen allgemeinen Jugendkult in der Gesellschaft. Alle wollen jung, straff und was auch immer sein und schreiben schon mit 30 Jahren eine Berufsbiografie, die wahnsinnig beeindruckt. Aber jugendlich sein darf man trotzdem nicht, weil man als Jugendlischer nicht ernst genommen wird. Man hat keine Stimme. Es gibt diese Ernsthaftigkeit darin nicht.

Ich habe oft den Eindruck, dass es ein Reaktionsverhalten ist: Ich werde nicht gehört, ihr wollt gar nicht wissen, was los ist. Mir fallen x Beispiele ein. Ein Beispiel ist, wenn eine Lehrerin dem Kollegium an der Schule vorschlägt, den Schülervertreter absetzen zu lassen, weil er ihr nicht in den Kram passt. Dass aber nur die Schülerinnen das entscheiden können, wird außen vor gelassen. Das ist ein Reaktionsverhalten, um in aller drastischen Deutlichkeit doch gehört zu werden. Es gibt zahlreiche Jugendliche, denen ich begegnet bin, und die offen sagen, mir ist klar, dass ich irgendwann Hartz IV beantragen werde. Es gibt keinen Anreiz, keine Anerkennung. Ich glaube, dass das ein Effekt sein kann. Das macht es nicht besser. Aber es ist die Realität, die ich wahrnehme. Das ist wahnsinnig problematisch.

Frau Dr. Ortner: Also ein Votum für Mitbestimmung in den Einrichtungen, in den Schulen für demokratische Erziehung.

Frau Hantzsch: Beispielsweise.

Frau Dr. Ortner: Herr Giese, Sie sagen, das Verständnis für die Problematik soll geschärft werden. Wie kann der Münchner Stadtrat das angehen?

Herr Giese: Das ist ein großes Wort. Für die Beantwortung brauchen wir zwei Stunden. Ich wiederhole mich ein bisschen. Der Punkt ist, dass man nicht sagen kann, ich will das nicht mehr hören, es wird indiziert, die Konzerte finden nicht mehr statt, dafür sorgen wir schon. Damit hat man letztendlich zwar ein Ziel erreicht, dass es in der Öffentlichkeit nicht mehr stattfindet, aber man ändert dadurch nichts in der Wahrnehmung. Wir müssen uns Gedanken machen, warum uns das Thema interessiert. Wenn wir sagen können, die Leute hören das, und wir wischen die Texte weg, aber sagen, es sind geile Grooves - darum geht es mir mit der Schärfe, dass man eben sagt, mit Leuten zu arbeiten, die in der Szene sind oder die eine Affinität zur Szene haben, die das selbst auch gerne hören. Dass man also entweder

die Beats wegnimmt oder fragt: Was wäre, wenn du derjenige bist, der hier angegriffen wird? Das halte ich für mittelfristig für erfolgreicher. Reggae-Fans an sich sind meiner Meinung nach nicht tendenziell homophob. Sie würden das auch ablehnen, wenn man sie fragen würde. Das ist eine Basis, auf der man aufbauen kann. Das ist auch der Unterschied zu den Rezipienten bei der rechtsradikalen Musik. Das kann man eindeutig sagen.

Frau Dr. Ortner: Danke für den Hinweis. Herr Jetz, Sie sagen, Sie sind nicht gegen die Kunst, aber gegen Inhalte, die strafrechtlich relevant sind. Was heißt das für die Praxis, und was können wir in dem Zusammenhang in München tun?

Herr Jetz: Man muss immer klar machen, dass die Freiheit der Kunst eine Sache ist. Sie wird hochgehalten und ist sehr wichtig. Dagegen will niemand vorgehen. Aber es gibt klare Grenzen. Das sollte auch die Politik immer deutlich machen. Die Politik, der Stadtrat, ist gefordert, Schwulen und Lesben nicht mit dieser Thematik alleine zu lassen. Die Anhörung ist ein gutes Beispiel, dass das nicht geschieht. Das ist ein erster wichtiger Schritt. Ich bitte darum, auch weiterhin am Thema zu bleiben und den Einfluss, den man als Stadtrat hat gegenüber Behörden, Veranstaltern und Agenturen, die sich mit solchen Interpreten abgeben, auszuüben und den Druck aufrechtzuhalten. Wenn der Druck nachlässt, fällt man zurück vor das Jahr 2004. Wir sind seit sechs Jahren an diesem Thema dran. Erst jetzt finden allmählich solche Veranstaltungen wie das Hearing im Stadtrat statt. In Berlin wird es Ende des Monats endlich eine große Veranstaltung mit einem Bühnenbetreiber am Brenzlauer Berg geben. Das sind erste Erfolge, die sich jetzt zeigen.

Man muss natürlich versuchen, mit den Leuten selber ins Gespräch zu kommen. Im letzten Jahr hatten wir einen ersten Versuch mit Sizzla gemacht. Er ist leider gescheitert. Es ging darum, J-FLAG zu unterstützen, dass der Künstler sich dafür hergibt, eine Akzeptanzkampagne in Jamaika zu starten. Es hieß leider, es sei mit den Gesetzen des Landes nicht vereinbar. Das ist natürlich Blödsinn. Aber es war eben die Aussage, die wir zur Kenntnis genommen haben. Das Gespräch mit diesen Leuten tut sicherlich not. - (Beifall)

Frau Dr. Ortner: Vielen Dank! Es geht darum, nicht nachzulassen, weiter hinzuschauen und zum Teil darum, Druck auszuüben. Herr Lechner, wir hatten das Thema Selbstverpflichtung, wie man so etwas unterschreiben kann, wieder zurückgeht und so tut, als hätte man nichts unterschrieben. Meine Frage lautet: Hilft eine solche Selbstverpflichtung wirklich weiter? Wer sollte sie unterschreiben? Ist das ein möglicher Ansatzpunkt?

Herr Lechner: Ich denke, es ist ein Unterschied; denn wir sitzen alle in Deutschland und bleiben hier. Wir fahren nicht woanders hin, um dort Veranstaltungen durchzuführen. Wir stehen durch die Diskussion, die heute stattfindet - es geht nicht nur um homophobe Musik und Nazi-Musik, sondern generell um jegliche Art Musik mit Gewalt oder rassistischem, sexistischem Hintergrund. Ich glaube schon, dass es einen Unterschied ausmacht. Die Öffentlichkeit ist da. Ich kann also jemandem, der unterschrieben hat, sofort ans Bein pinkeln und sagen: Du hast unterschrieben, warum machst du jetzt dieses oder jenes? Er kann allenfalls sagen, dass er das nicht mitbekommen hat. Dann muss man eben entsprechende Informationsstrukturen schaffen, damit man weiß, wer solche Künstler sind.

Ehrlich gesagt, ich bin noch sehr von dem, was Frau Dietrich eben vorgelesen hat, vor den Kopf gestoßen. Eigentlich bin ich der Meinung, dass wir mit der Veranstaltung Brücken bauen wollten. Nun wird das als nicht demokratisch hingestellt. Man kann natürlich einen Schritt weitergehen und solche Läden auch meiden. Ich bin mehrfach aufgefordert worden, den Candy Club auch einmal wieder im [REDACTED] zu machen. Ich sage hier in aller Öffentlichkeit: Das würde ich definitiv nicht tun, weil ich nicht als Aushängeschild, quasi als Gegenpol zu derartigen Veranstaltungen herhalten will. Erst einmal muss man einen Schritt in der Diskussion zurückgehen, denn das Thema wird aufgeheizt. Es geht um ein ernsthaftes Anliegen, das mit den Beteiligten diskutiert werden muss. Wenn der Laden, der diese Veranstaltungen dementsprechend oft macht, nie selber die Veranstaltung bei sich im Laden bringt, also im [REDACTED], findet sie eben woanders statt. Ich glaube, die Selbstverpflichtung bringt etwas. Wir sind da und können gemeinsam kontrollieren. Aber es gibt auch noch ein paar Mittel und Wege mehr. - (Beifall)

Frau Dr. Ortner: Herr Lueg, das Kreisverwaltungsreferat ist keine Zensurbehörde. Es trägt aber die Verantwortung für die Sicherheit für die Veranstaltungen. Wo sehen Sie nach der heutigen Diskussion Handlungsmöglichkeiten, und welche Wünsche haben Sie an den Stadtrat?

Ltd. VDir Lueg: Das ist nicht ganz einfach. Wir sind Sicherheitsbehörde, Ordnungsbehörde. Die Sicherheit im Konzertsaal war bisher eigentlich nicht gefährdet. Unsere Aufgabe ist es, zu verhindern, dass dort Straftaten begangen werden. Ich hatte Ihnen beschrieben, wie wir das machen. Wir haben es auch kontrolliert und feststellen können, dass es nicht zu Straftaten gekommen ist. Ich sagte schon, es ist nicht sehr befriedigend. Das ist halt die Situation hier in München. Aber wir können natürlich nur die Situation hier in München beurteilen und nicht die in Jamaika. Das ist eine gesellschaftliche Aufgabe. Ich habe auch nicht gesagt,

dass es einfach ist. Aber ich sehe gar keine andere Möglichkeit. Was wir heute machen, ist gar nicht mal ein erster Schritt, sondern ein weiterer, dies zu problematisieren und in die Kreise zu bekommen. Gerade die Jugendlichen sind etwas großzügiger, was diese Tabubrücke anbelangt.

Frau Dr. Ortner: Herr Joelsen, welches Fazit ziehen Sie als Organisator dieser Veranstaltung daraus? Wie geht es im Jugendkulturwerk mit dem Thema weiter?

Herr Joelsen: Ich bin sehr froh, dass das Hearing stattgefunden hat. Mir war wichtig, viel Zeit für die Referate aufzuwenden, weil es nicht so knapp darzustellen ist. Ich denke, es ist auch klar geworden dank der hervorragenden Referenten, bei denen ich mich noch einmal extra bedanken möchte. - (Beifall)

Ich denke, man sollte es als Anlass nehmen, um sich zusammzusetzen. Ich würde mich auch gerne mit dem Geschäftsführer von [REDACTED] noch einmal zusammensetzen. Ich will es nicht hier sagen, ich würde ihm aber gerne etwas sagen. Was ich vorhin angesprochen habe, gilt nicht nur für Rap-Musik, nicht nur für die Reggae-Musik, es gilt für rechtsradikale Musik, gilt für Demokratiebildung. Ich halte es für notwendig, dass man mit Leuten, die aus der Szene kommen, an Jugendliche herangeht. Vor allem muss man sich darüber klar sein, dass man mit einem Medium an die Jugendlichen herangeht, das eine zentrale Rolle in ihrem Leben spielt, nämlich die Musik. Es muss klar sein, dass man eine komplett andere Möglichkeit hat, an Jugendliche heranzukommen, eben durch den Umstand, dass man es vielleicht schafft, mit Szene-Angehörigen zu transportieren. Das ist für mich in der Arbeit mit Jugendkulturen und evtl. auch mit problematischen Jugendkulturen ein wichtiger Ansatz. Ich werde schauen, was möglich ist.

StR Benker: Wir sind kurz vor einer Punktlandung und haben noch drei Minuten Zeit. Das gibt mir Gelegenheit, ein kurzes Resümee zu ziehen und mich bei allen zu bedanken. Es war heute sicherlich ein sehr kompetenter Einstieg in eine gesamtgesellschaftliche Debatte, die in der Stadt notwendig ist. Ich denke, wir haben es auch den Referenten und der Referentin auf dem Podium zu verdanken, dass dies gelungen ist.

Es ist sicher eine Aussage, die alle teilen: Aufruf zum Mord ist keine kulturelle Eigenheit, die wir tolerieren müssen. Ich glaube, hinter diese Aussage können wir uns alle stellen. Das müsste auch Konsens sein, der als Signal von heute aus diesem Hearing geht.

Die Jugendarbeit steht sicherlich sehr intensiv vor dem Problem, dass in einer liberalen Demokratie Provokation und Tabubruch genau die Grundlagen der liberalen Demokratie trifft. Das Thema Menschenrechte und alles, was damit zusammenhängt, auch die Rechte einzelner Gruppen, sollen durch die Provokation getroffen werden. Das ist die Provokation, die wirkt. Dies in der Jugendarbeit zu thematisieren, ohne in eine Reaktion zu verfallen, wie sie beschrieben wurde, so dass Jugendliche sagen: „Jetzt erst recht!“, ist sicher das Problem, vor dem Jugendarbeit steht.

Als Stadträte haben wir den Auftrag zu überlegen, welche weiteren Konsequenzen wir daraus ziehen. Es geht um die Frage, wie wir aus der heutigen Debatte eine Verantwortung übernehmen können, eine Verantwortung für uns als Stadträte, eine Verantwortung, die auch die Hallenbetreiber übernehmen müssen und die auch die gesamte Musikindustrie übernehmen muss. Sie muss auch beantworten, wie sie mit dem, was an Problematiken dargestellt wurde, verantwortlich umgehen will.

Ich möchte auf das Mail von [REDACTED] eingehen und einen Satz daraus in Erinnerung rufen. Es wird uns vorgeworfen, dass wir unrechtsstaatlich handeln würden, da wir das Hearing ohne [REDACTED] durchführen würden. Ich bitte alle, sich die Aussage, wir würden unrechtsstaatlich handeln, auf der Zunge zergehen zu lassen. Wir werden wirklich mit einem Staat wie der DDR oder einem anderen Unrechtsstaat verglichen, weil wir ohne [REDACTED] agieren. Um es deutlich zu sagen, mit solchen Äußerungen stellt sich ein Veranstalter vollkommen ins Abseits. - (Beifall)

Das hier ist das demokratisch gewählte Gremium, das auf demokratischem Weg gemeinsam mit der Verwaltung ein sehr kompetentes Hearing vorbereitet hat. Diesem Unrechtsstaatlichkeit vorzuwerfen zeigt, dass ein Hallenbetreiber ganz offensichtlich nicht auf der Höhe der Diskussion ist. Ziel der Diskussion muss die Antwort auf die Frage sein - das wurde auch mehrfach gesagt: Wie kann man versuchen, abzurüsten? Aber wenn im [REDACTED] demnächst T.O.K. auftritt, was überhaupt nicht als Problem gesehen wird, auch nach dem heutigen Hearing nicht, sondern uns Unrechtsstaatlichkeit vorgeworfen wird, aber gleichzeitig der Vortrag unrechtsstaatlicher Lieder kein Problem darstellt, hat dieser Hallenbetreiber ein Problem. Von daher werden wir sehr genau sehen, was geschrieben wurde. Ich möchte nicht vorlesen, was außerdem geschrieben wurde. Es wird sicherlich die Debatte, wie es weitergeht, anheizen. Dass [REDACTED] nicht auf dem Podium vertreten war, ist ein Zeichen dafür, dass es uns gar nicht um Hallenbetreiber geht, sondern um das Thema, um die Inhalte und darum, dass es andere Hallenbetreiber auch tun. Es gibt eben einen, der es exzessiv be-

treibt, aber andere tun es auch. Die Problematik insgesamt aufzugreifen ist heute sehr gut gelungen.

Es bleibt der Dank an alle, die hier auf dem Podium mitgewirkt haben, vor allem der Dank an diejenigen, die von weiter her anreisen mussten. Vielen Dank für die fundierten Beiträge. Es sitzen hier auch die Vertreter der Jugendarbeit. Die Beiträge werden weiterwirken und entsprechende Konsequenzen haben. Ich danke auch Frau Dr. Ortner, die wunderbar moderiert hat. - (Beifall)

Ich danke den beiden, die das Hearing vorbereitet haben, Frau Mößbauer und Herrn Joelsen. Ich denke, wir können alle viele Informationen mitnehmen und werden schauen, wie wir damit umgehen.

- Ende des Hearings um 12:02 Uhr -

München, den 02. Februar 2010

B e n k e r
ehrenamtlicher Stadtrat
der Landeshauptstadt München

Protokoll